

Die Zukunft

Herausgeber:

Maximilian Harden.

Inhalt:

	Seite
Kapuzinade	195
Koberlino Salomo. Von Georg Brandes	204
Schlegel-Gleich. Von Wilhelm Weg	207
Einfall. Von Arthur Herzfeld	216
Buchbeeren. Von Marie von Dunen	219
Goldkranzigen. Von Jungern, Stroß von Havelberg, Barb	221
Wortbuch	222

Nachdruck verboten.

Erscheint jeden Sonnabend.

Preis vierteljährlich 5 Mark, die einzelne Nummer 50 Pf.



Berlin.

Verlag der Zukunft.

Wilhelmstraße 3 a.

1906.

Die Hypotheken-Abteilung des
Bankhauses Carl Neuburger,

Berlin W. 8, Französische-Strasse No. 14,

hat eine grosse Anzahl vorzüglicher Objekte in Berlin und Vororten zur hypothekarischen
Beleihung zu zeitgemässen Zinssüssen nachzuweisen, und zwar für den Geldgeber
völlig kostenfrei.

An- und Verkauf von Grundstücken

9-4 Uhr.



The Cleopatra Cigarette Company Cairo

General-Vertreter für Deutschland

FRITZ STANGEN, Berlin-Wilmersdorf

Uhland-Strasse 138/9.

Fernsprecher
Amt Wilmersdorf No. 652.



Regie des Tabacs
de l'Empire Ottoman.

Nur die Cigaretten und Tabake der

Kaiserlich Türkischen Tabak-Regie

bieten die absolute Garantie der Echtheit.

Man verlange dieselben in allen besseren Handlungen Deutschlands.

Engrosverkauf: Hamburg, Gänsemarkt 4/5.

**Hervorragendes Tafel-
und Gesundheits-Wasser**

Atamedy
Sprudel

Mineral-Quelle bei Andernach a. Rh.

Berlin, Quitzow-Str. 56/58. (Tel. II, 1144).



Berlin, den 11. August 1906.

Kapuzinade.

Sieja! Sieheia! Dudeldumdei! Seit drei Wochen gehts wieder hoch her. Fast so hoch wie in den Tagen der Begeisterung für den großen Krüger und den kleinen De Wet. Damals schien Euch Schreiberzunftmeistern der Anfang vom Ende Britanniens gekommen. Höhntet Ihr täglich den armen Tommy Atkins. Schaltet den englischen Offizier einen Feigling, den Sirdar Kitshener, einen Mann großen Formates, der aus dem Kriegshandwerk als Erster eine Kriegsindustrie gemacht hat, einen Henker und Bluthund, Chamberlain einen Erzschelm und moneymaker. Lest, was Ihr vor fünf Jahren geschrieben habt: und gesteht, daß Ihr heute nicht mehr vertreten könnt; schon vor den Euch in London bereiteten Lachs- und Hammel-Festen nicht mehr vertreten konntet. Cuiusvis hominis est errare, sagt Cicero? Richtig. Doch der Justizrath fügt hinzu: Nullius nisi insipientis in errore perseverare. Und Eure Irrthümer, die von der sichtbarsten Katheder herab reden, werden uns theuer. Die Briten haben Euer Schnauben nicht so schnell vergessen wie Ihr selbst; haben überall gegen uns Bundesgenossen geworden: und das deutsche Volk muß seit manchem Jahr nun die von Euch leichten Sinnes zer Schlagenen Fensterscheiben bezahlen. Jetzt habt Ihr Rußland aufs Korn genommen. Schon lange. Besonders scharf aber, seit die Gossudarstwennaja Duma aufgelöst worden ist. Das hieß Euch „verbrecherischer Bahnwitz“. Ihr suchtet und fandet noch schönere Wortschellen. Sauchztet in Wonne, als die Franzosen, deren Prehräderwerk von Petersburg aus nicht mehr so reichlich wie in der Aera Rothstein-Rassalowitsch geölt wird, den Kurs der russischen Anleihen fallen ließen, und sagtet, als er rasch wieder stieg, auch diese Zettellüge können nur kurze Beine haben. Meldetet, wie ein Evangelium, die Nachricht von je-

dem Mord, Strife, Meuterversuch und fandet die hinterlistig vorbedachte Tödtung eines Menschen erst wieder tadelnswerth, als ein Radikaler geschlachtet war. Diese Trauer, daß nicht Alles in Stücke gehauen wurde, Kleid und Zier des Zarenreiches nicht sofort in Fetzen ging! Wird das Parlament heimgeschickt, dann steht das Volk auf, bricht der Sturm los: hundertmal hattet Ihr prophezeit. Unbegreiflich, daß es trotzdem nicht geschah. Die Nationalliberalen von der Sorte des Grafen Heyden nahen dem Thron Rußs mit erneuertem Treugelübde. Die Konstitutionellen Demokraten (Kadeten) führten im stillen Wiborg eine Versaillespoffe auf und krochen dann hastig ins Dunkel. Ein paar Compagnien meuterten und Marinemannschaft ließ sich in das Wag-niß offenen Kampfes hegen; auf Kasernen und Kriegsschiffen wechte bald aber wieder die weiße Fahne. In Peteröburg und Moskau, in Warschau und Lodz sogar umarmten, wie beim Klang der Osterglocke, härtige Männer einander und riefen: „Bruder, die Duma ist aufgelöst! Nun, Bruder, kann noch Alles sich zum Guten wenden!“ Witte, den Ihr sonst, wenn er nicht im Amt ist, doch zu loben pflegt und der die Thaten seiner Nachfolger nicht gern billigt, Witte sagte zum klugen Dr. Dillon vom Daily Telegraph: „Die Duma, die Legalität heuchelte, aber die Revolution fördern wollte, mußte aufgelöst werden. Kein anderer Weg war möglich. Im liberalsten Land wäre eine Volkvertretung, die so gehandelt hätte, nicht geduldet worden. Nur die Duma selbst ist an ihrem Schicksal schuld.“ Das verschwiegt Ihr. Fast Alle auch die aus Zorn und Verachtung gemischte Kritik, die das Parlament vorher aus Tolstois Mund gehört hatte. Verhießet abends immer für den Morgen Aufruhr und Weltuntergang; und sprachet, als die Hoffnung Tag vor Tag trog, als auch aus dem Generalstrife nichts wurde, die Agonie des Reiches habe begonnen und das Volk sei zu entkräftet, um das Komma noch abzuschütteln. Dieses Ende wäre Euch offenbar die Erfüllung sehnlichsten Wunsches. Euch, den berufenen Vertretern des deutschen Interesses. Und Ihr wähnt Euch dem Ziel schon nah.

Denn bis an den Girkamm des Goffudarstwo leckt die gierige Flamme und unter dem Kolossus wanken die thönernen Füße. Wer nur Euch hört, kann nicht zweifeln. Was jüdische oder tatarische Phantasie, britische oder polnische Schlaueheit der Wünschelschnur entbunden hat, verzeichnet Ihr, als wärs wirklich geschehen und durch Augenschein beglaubigt. Häuft die Gräuelfurden zum Gebirg. Stellt, um den Leser zu schrecken, in langer Reihe zusammen, was ein Tag an Reporterberichten über Raub, Todschlag, Mord, Plünderung, Puttschen aller Art brachte. Vergeszt nur, dabei auch den Umfang des Schauplatzes anzugeben, den Curer Späher Blick abgesehen hat, und zu besinnen,

ob die Liste viel kürzer würde, wenn Ihr alle Verbrechen aufzähltet, die in einem andern Erdtheil von der Größe Rußlands eine Sonne auf ihrer Reise von Ost nach West sah. Wozu erst vergleichen? Im Land Nikolais ist Alles erbärmlich; muß Alles über jede Vorstellung hinaus erbärmlich sein. Das Auflösungsdekret des Armen hatte (noch in der schlechten Uebersetzung) den Ton redlichen Wollens und slavenevangelischer Inbrunst. Euch war es ein werthloser Wisch. Ist jeder Gubernator ein Tagesdieb, geil wiehernder Hengst und Blutsauger. Jeder General ein Knuten-Kantschulow. Jeder Minister ein Tropf oder Gauner; am Liebsten Beides in einer Person. Unerbittlich. Verjöhnen kann Euch keine Reu. Wenn Stolypin erklärt, er wolle das Reich modernisiren und die Reaktion habe von ihm nichts zu hoffen, wird er, den Ihr gar nicht kennt, wie der erstbeste Marktschreier ausgelacht. Einzelne unter Euch testiren ihm die Möglichkeit guten Willens, fragen dann aber, was er wohl gegen Pobedonoszew und Trepow durchsetzen könne. Die beiden Namen helfen aus jeglicher Noth. Pobedonoszew, der ungemein kluge und kultivirte Jurist, den Viele unter Euch immer noch für einen Pfaffen halten, kommt von der Torquemadarolle nicht los. Und Trepow, der in Moskau die Politik der alten Christlich-Sozialen zu machen versucht hat, ist einfach ein Schinderknecht. Das Verbrechen des Einen ist, daß er die Nothwendigkeit russischer Entwicklung anders sieht als Ihr und, wie Kajaphas einst, kein Opfer zu groß findet, wenns ihn geeignet dünkt, die innere und äußere Einheit des Reiches zu sichern. Das Verbrechen des Anderen, daß er die Hauptstadt vor Straßenaufständen bewahrt, männernden Knaben den Herrn gezeigt und das Lumpenproletariat in seine Höhlen zurückgeschickt hat. Schinderknecht? Er galt in Moskau als ein bedächtiger Mann von gesundem Menschenverstand, Witte hat ihn in Hubertusstock vor dem Ohr Wilhelms eifern gelobt und selbst Ihr könnt uns nicht beweisen, daß er in Peters Stadt Hekatombaien gefeiert hat. Ich liebe die beiden Schwarzen Männer nicht, weiß von ihnen aber genug, um ihr Menschlichstes menschlich sehen zu können. Euch sind sie bequem: drum laßt Ihr sie Euch nicht nehmen. Daß Trepow gegen die Auflösung der Duma gestimmt haben soll, thut nichts. Denkt Ihr manchmal noch an Rennes? Oberst Souaust, der dem Kriegsgericht vorsah, war in Euren Sitzungberichten das schlimmste Scheusal auf der bewohnten Erde. Bis herauskam, daß er für Dreyfus votirt hatte. Diesmal, Ihr edlen Herren, steht noch größerer Einsatz auf dem Spiel. Deshalb wirds Zeit, laut endlich zu fragen: Quousque tandem?

Ihr kämpft für die Freiheit. Le geste est beau; und für den vom Larnhelm Geschützten nicht einmal gefährlich. Jeder langt nach der dankbaren

Rolle. Wenn ich um Bewunderung buhlte, würde ich auch an jedem Wochenende rufen, im Ost müsse die Zwingburg der Tyrannei nun fallen; statt immer wieder mich an dem Versuch abzumühen, auszusprechen, was in Rußland ist. Nie hat Einer von Euch Erwähnenswerthes dagegen vorgebracht. Nur stärker noch habt Ihr danach ins Horn gestoßen. Auch der Kinderei aber sollte man eine Grenze ziehen. Warum redet Ihr magistral über Dinge, die Ihr nicht kennt, kennen zu lernen Euch nicht bemüht? Seid Ihr auf den Erfolg Eures Burenfeldzuges so stolz, daß Ihr ihn uns auf weiterem Gefild zum zweiten Mal beschern möchtet? Traut Ihr, nach allem Erlebten, im Ernst dem zerrissenen, unterm Tatarenjoch gelähmten, im Willenssitz morschen Russenvolk die Kraft und Fähigkeit zu, sich selbst zu regiren? Die besten Köpfe im Land, Tolstoi, Witte, Pobedonozjew, Sewolskij, Männer, zwischen deren Glauben unüberbrückbare Klüfte liegen, vereinen sich in der Ueberzeugung, daß die Duma dem Reich Schmach und Unheil zugefügt hat und deshalb beseitigt werden mußte. Wißt Ihr genauer als sie, was der Reussenwelt frommt? Ist Euer Auge heller als das Karamsins, der gesagt hat, wer den Russen Freiheit schenke, werde nur eine ungeheure Staubwolke aufwirbeln? Habt Ihr ein Heilmittel, das hundertzwanzig Millionen Bauern verschiedenen Stammes und Glaubens ihr Gebrechen nimmt und zugleich dem kleinen Häuflein der mit europäischer Sitte Neugelenden mundet? Dann gab es der Herr Euch im Schlaf. Oder ist's Euch nur um die Hundstagsensation, um Hüßel für die Blätter, die kein Kolonialstandalbericht der Beachtung empfiehlt? Ist's? Dann sündigt Ihr gegen das Gebot heiligster Pflicht und bringt Euer Vaterland in schwere Gefahr.

In Rußland sieht's schlimm aus. Nicht gar so viel schlimmer freilich als in anderen Ländern nach großen Niederlagen. Habt Ihr die Zeit der Commune schon ganz vergessen? Laßt Ihr in diesem Sommer nicht wieder, was 1806 und 1807 in Preußen geschah? Manche Stimme aus den Tagen tiefster Erniedrigung ließ ich hier sprechen. Ihr sollt, nur für Minuten, noch eine hören: die des Grafen De Bray, der Bayern am berliner Hofe vertrat. „Dem Volk und der Armee hat man eine übertriebene Vorstellung von den vorhandenen Machtmitteln beigebracht und Verachtung der französischen Armee eingeflößt. Jeder Lieutenant rühmte sich, die Franzosen tüchtig schlagen zu können, und wiederholte mit lächerlicher Affectation den Namen Rossbach. Man weiß hier nichts, erfährt nichts; die offizielle Zeitung hat bisher überhaupt nichts gesagt (vier Tage nach der Schlacht bei Jena). Ueberall packt man und bringt Werthgegenstände in Sicherheit. Auf den maßlosen Enthusiasmus ist vollständige, beinahe lächerliche Entmuthigung gefolgt. Den ganzen Vor-

mittag über ist mein Arbeitszimmer von Leuten nicht leer geworden, die mich baten, sie und ihr Eigenthum zu retten. Im Staat und in der Armee herrscht eine Verwirrung, deren Einzelheiten allen Glauben übersteigen. Berlin ist preisgegeben und erhält weder vom König noch von der Armee Anweisungen; die Stadt bildet eine Art Republik und sorgt selbst für ihre Sicherheit.“ Frißens Hauptstadt! Im Februar 1807: „Das dem König gebliebene Land ist für fünfzig Jahre ruiniert. Merkwürdiger Weise wird aus Memel aber berichtet, daß die daselbst wohnhaften hohen Herrschaften sich im Zustand glücklichster Sorglosigkeit befänden. Unter den Theilnehmern der bei der Gräfin Bosh getriebenen kleinen Spiele soll die Königin die ausgelassenste (*la plus gaillarde*) sein und ihr Lachen so fröhlich erschallen, als ob man sich in der besten der Welten befände.“ (Das schreibt ein Gesandter, den Hardenberg für besonders gut informiert hielt: und Ihr glaubt aufs Wort, was hungernde Reporter aus Petersburg melden.) Viel ärger sieht's im Nachbarreich jetzt auch nicht aus. Kein Eroberer schilt den Landesherrn in dessen eigenem Schloß einen charakterlosen Dummkopf. Auch ward Nikolai noch nicht gezwungen, vor Rebellenleichen den Hut zu ziehen. Nach dem Krimkrieg war die Noth mindestens eben so groß. Und 1811 hat De Bray, der von Berlin nach Petersburg versetzt worden war, seiner Regierung berichtet: „In Folge des Kursrückganges der russischen Papiere und der großen Verluste des russischen Handelsstandes war es so weit gekommen, daß die ausländischen Bankiers auch die Tratten der ersten Häuser Petersburgs und Rigas nicht mehr bezahlen wollten. Die besten rigaer Häuser mußten ihre Zahlungen suspendiren und die petersburger Firmen konnten sich nur mit Hilfe des Staates aufrecht erhalten. Selbst gegen Barvorschüsse konnte man Rimeffen ins Ausland nur mit einem Verlust von achtundzwanzig Prozent machen.“ So weit ist's jetzt noch nicht wieder. Die großen Häuser haben im letzten Jahr viel Geld verdient. Nur: wir sind in Asien; und jeder Vergleich mit europäischen Zuständen äßt.

Der mit der Französischen Revolution ist der Suchliebste; und der unflügste. Vage Aehnlichkeiten müßt Ihr finden. In der Beauce und in der Gironde, in Paris und in Lyon hungerte 1788 das Volk. Das Ackerland war schlecht vertheilt, die Wirtschaft rückständig, die Verwaltung impotent. Mit Agrarunruhen fing es an. Laine, der alle Symptome beginnender Anarchie verzeichnet, hat zwischen März und Juli 1789 dreihundert Bauernaufstände gezählt. Dreitausend müßten in Rußland mindestens in der selben Zeit sein, wenn der Vergleich stimmen sollte. Französische Gardebataillone und Artilleristen weigerten im Juni 1789 den Dienst, sprengten die Thür des Arrest-

lokals, in das sie gesperrt waren, und wurden auf offener Straße vom Volk bejubelt. Die russischen Meuterer haben bis jetzt nach kurzer Gegenwehr stets die Waffen gestreckt. Der Versuch der Letzten, sich nach jakobinischem Muster autonome Gemeinden zu schaffen, ist gescheitert. An Ähnlichkeiten fehlt's natürlich nicht; jeden ernsthaften Vergleich hindert die Grundverschiedenheit des Rhythmus. Gebildete Russen, auch solche, die für ihr Land nur die Autokratie möglich fanden, haben immer für die Große Revolution geschwärmt, Mignet und Thiers, Blanc, Michelet, Lamartine verschlungen; Manche sich sogar bis zu Sybel und Laine vorgewagt. Auch den Helden der Duma war anzumerken, daß sie alle Daten aus der Jakobinerklubchronik kannten. Die Geschichte ihrer Plagiate gäbe ein lustiges Buch. Tadel hätten sie mit dem ernststen Wort des Komikers abgewehrt: *Je prends mon bien où je le trouve*. Im Nothfall bei englischen Presbyterianern und deutschen Doktrinären, denen wir das Kumpfparlament nachpfeuschen. Habt Ihr den wiborger Aufruf gelesen? Recht nach der Kunst geschrieben, nicht wahr? Wenn die Regierung die Zweihundert, die da zu offenem Widerstand gegen die Staatsgewalt aufforderten, nach Sibirien geschickt hätte, wäre nicht viel dagegen zu sagen gewesen. Euer vossischer Kollege, der gestern die „Selbstbeherrschung und Mäßigung“ der Duma gerühmt hatte, prophezeite den Wiborgern: „Sie werden der Rache der Reaktion nicht entgehen. Ihre Empfehlung, die Steuern und Rekruten zu verweigern, wird ihnen theuer zu stehen kommen.“ Herr Stolypin ließ sie ihnen billig. Fand die Sache nur lächerlich. Zahlt der Russe denn direkte Steuern? Der Großkapitalist, der Kaufmann Erster Gilde. Leute, die gewiß nicht drandenken, sich mit der Regierung auf schlechten Fuß zu stellen. Auch die Kronbauern werden ihre Geldtasche nicht vor dem Steuereinnehmer verstecken. Was verweigert werden kann, ist nicht der Rede werth, so lange die Regalien fast sechshundert Millionen Rubel einbringen. Doch Steuererweigerung gehört zum Programm moderner Revolutionen: also fordert man sie, trotzdem sie in Rußland unwirksam bleiben müßte. Und diese Russen vom Juli 1906 vergleicht Ihr den Franzosen vom Juni 1789? Was hätte zu ihnen, die nach langweiligem Schwatz nichts riskirten, Mirabeau wohl gesagt? Ihr Aufruf ans Volk schloß mit den Worten: „In dem unvermeidlichen Kampf werdet Ihr uns an Eurer Seite finden.“ Nicht etwa: an Eurer Spitze. Mirabeau aber rief: *Le peuple n'a pas encore eu l'occasion de connaître toute la fermeté de ses mandataires. Les agitations, les tumultes, les excès ne servent que les ennemis de la liberté. Les délégués ont pour eux la souveraine des événements: la nécessité!* Den Vergleich solltet Ihr wirklich meiden,

Auch nicht länger von einer Großfürstenpartei fabeln, die Schrecken finnt und, wie Egmonts Vogelsteller, hinter den heiligen gewirkten Zeichen des Reichsteppichs ihre Opfer erlauert. Diese Partei giebt's nämlich nicht. Mit den Großfürsten ist ja kein Staat zu machen. Sergej, dessen Ermordung (Eure Puliterroristen nennens „Hinrichtung“) Ihr wie ein neues Sedan feiertet, war noch einer der besten Gortorper. In seinen Sexualbedürfnissen nicht sehr sauber. Aber bon garçon, Liebling der Darmstädter und nicht ohne Sehnen nach höherer Kultur. Sogar nach künstlerischer: er hat Bilder von Fernand Khnopff gesammelt. Der Rest ist zum größten Theil fleckige Ausschußwaare. Doch diese Kaiserlichen Hoheiten können einander meist nicht riechen und taugen schon deshalb nicht zur Parteibildung. Interessiren sich überhaupt nicht für Rußland. Wimmeln mit überreifen oder halbwüchsigen Mädchen in Paris, Monte, Biarritz herum und haben einen seligen Tag, wenn ihr Cylindar aux sept rellets von der Dtero oder der Alençon zur Nothdurft benutzt wird; solcher Einfluß ist ihnen viel wichtiger als ein auf die Gestaltung des Heimathschicksals etwa zu erlangender. Mit der Nachricht vom Untergang Makarow's in der Tasche soff und tanzte ein alternder Großfürst im pariser Grand Hotel, bis das Morgengrau dämmerte. Eure Demokratenwuth überschätzt die Leute. Mancher von ihnen redet wie Marat. Und auf Nikolai Alexandrowitsch schimpfen Alle noch wüster als Ihr. Laßt sie bei ihrem Bridge, ihren Großhuren. Sonst geht's eines Tages wie mit der Kaiserin-Mutter, die Jahre lang als Karyatide der Selbstherrschaft abgemalt wurde und noch am Totenbette des Mannes den Sohn doch beschworen hatte, die Autokratie zu opfern und dem Reich der Hordenhane eine Verfassung zu geben. Da wart Ihr blamirt.

Eine reaktionäre Partei giebt es natürlich. Wie beinahe überall. Die meint, nationale Einheit sei den Russen viel wichtiger als Freiheit. Meint, neunzig Prozent des Volkes wünschten sich nichts Anderes als eine starke Autokratie. Und wo die Staatseinrichtung dem Anspruch der Mehrheit genüge, sei das erstrebenswerthe Maß von Freiheit erreicht. Sie mag irren. Besteht aber wirklich nicht nur aus Raubrittern, fanatischen Pfaffen und Wütherichen, die nach dem Marx des armen Mannes lechzen. So schildern sie die Radikalsten; denen ihr blind glaubt, trotzdem sie Fleisch vom Fleisch des Herrn Stadthagen sind. Wenn Dem die Russen nun glaubten, was er über die deutsche Regierung, Armees, Bourgeoisie erzählt: bekämen sie von Deutschland dann ein richtiges Bild? Seht Ihr: genau so ähnlich ist das täglich auf Eure Papierbogen gezeichnete Portrait des Zarenreiches. Die selben Lieferanten, die selbe Leistung. Verschont uns endlich mit den Eierfibelreaktionären! Die Pobedonojzew, Duranowo, Gringmuth meinen es auf ihre Art eben so gut mit dem Volke wie irgend

ein Versammlungschwäher. Denken nur, daß der Unmündige, bevor er zum Herrn seines Geschicks werden darf, erst erzogen werden muß, und können sich, vor der Stachelhecke religiöser, nationaler, klimatischer Schwierigkeiten, nicht zur Wahl eines schnellen Erziehungstempos entschließen. Befehdet sie meinetwegen. Erwägt aber, daß vor Bobedonoszew schon Karamsin, Kalkow, die Brüder Aksakow so dachien. Daß Dostojewskij die Zunge ihres tiefsten Fühlens war. Und daß Goethe sie gewiß nicht hart tadeln, vielleicht vertheidigen würde.

Zwei Mahnungen noch vom Unwürdigsten fratrum minorum. Tragt nicht das Märlein weiter, die russische Regierung lasse die Juden schlachten. Fällt Ihr ja nicht ein. So wenig wie unserer, die Arbeiter niederknallen zu lassen (was mit nicht geringerer Hartnäckigkeit behauptet wird). Noch weniger: denn die schlechte Laune der jüdischen Haute Finance kann ihr gefährlich werden. Der Durchschnittsrusse haßt den Juden. Der ausgewucherte Wirth den Parasiten. Der körperlich starke, geistig schwerfällige blonde Bauer den kleinen, emsigen, pfliffigen Schwarzkopf, der ihm in allen Stücken überlegen ist. Nur in dem Kampf nicht, wo, Mann gegen Mann, die Stärke siegt. In Zeiten heftiger Gährung, wenn die Hefe wirksam wird, besinnt der Blonde sich auf die Uebermacht seines Leibes und schlägt den Schwarzen nieder, dem er so lange nichts anhaben konnte. Traurig. Leider nicht unnatürlich. Brutalität war von je her die ultima ratio der von Zwergen umgarnten Riesen. Fünf Millionen unkultivirter Talmudjuden: die Portion ist nicht leicht zu verdauen. Dieses Gewimmel aus dem Pferch lassen? Das, hörte ich einmal von Witte, könnte nur Bobedonoszew wagen; jeden Anderen würde das Volk für bestochen halten. Und Bobedonoszew wieder findet, das Volk sei noch nicht weit genug, um bei freier Konkurrenz mit den Juden fertig werden zu können; sie hätten bald die Landgüter, Kaufhäuser und Richterstellen erobert: und dann wäre die Zeit für einen neuen Bugatschew reif. Der Bauer, Soldat, Handwerker, Unterbeamte ist (nicht nur in Rußland) Antisemit. Nun gehts ihm, nach Krieg, Hungernoth, Puttschen, besonders schlecht. Er hört, daß die Juden sich in Schaaren dem Kriegsdienst entzogen haben. Hört, daß sie zur Revolution rufen, Bomben herstellen, aber, um ihrer Klasse nicht neuen Haß zu wecken, fast nie selbst werfen; daß sie den Zaren-Papst knechten und die Grundmauer der Heiligen Kirche lockern wollen. Hört, glaubt und überredet sich rasch, daß alles Gut der Schwarzen den Blondem geraubt ward: und plündert und mordet. Die Regierung könnte, mit dem Aufgebot all ihrer Machtüberbleibsel, die Juden schützen. Dann würde sie noch unpopulärer. Hätte das ganze Land gegen sich und läme in den Verdacht, mit dem Gelde der Großjudenheit bestochen zu sein. Daß sie zu solchem Wagniß nicht den Muth hat, ist ihre ganze, nicht ganz kleine Schuld.

Das Letzte. Verschreit die Anleihen, so laut es Euch beliebt. Sagt Jedem, Russen seien schlechter als Türken, Serben und Griechen. Glaubtiniglich an den nahen Staatsbankerott. Noch fand ich nirgends einen Industriellen oder Bankmann, der diese Möglichkeit auch nur in seine Rechnung stellt; nicht einen unter allen, die ihr Geld in russischer Rente angelegt haben oder in Rußland arbeiten lassen. Alle sagen: „Die Geschäfte gehen gut, trotz den Strikefeuerchen, die da und dort aufflackern, werden, wenn die Regierung sich zu größerer Energie ermannt, ohne Duma noch viel besser gehen; und selbst eine russische Republik müßte die Schulden des Kaiserreiches bezahlen, weil sie sonst nie mehr eine Kopeke bekäme.“ Ich bin nicht sachverständig und gönne Euch den Glauben an den Reichsfrack. Nur, bitte, brüllt nicht jedesmal, wenn die Russen eine neue Anleihe aufnehmen. Das werden sie noch oft thun; noch öfter als Deutschland, weil ihr Land riesengroß, ihre Civilisation um hundert Jahre zurück ist. Das ist auch kein Krankheitsymptom; weder für eine Aktiengesellschaft noch für einen Staat. Am Wenigsten für einen, der von seinen Regalien noch keins verpfändet hat. Und das Allerletzte. Ueberlegt in den Ferien einmal, was aus unserer Wirthschaft würde, wenn der politischen Contremine, der Ihr mit aller Lungenkraft helfst, gelänge, Rußland kreditlos zu machen; was an Effekten, Filialen, Aufträgen verloren würde. Daß Ihr dem Rußhik Land und Freiheit schaffen wollt, ist wunderschön. Doch manchmal könntet Ihr bedenken, daß Ihr Deutsche seid. Die Briten habens noch toller getrieben? Die wußten, warum. Tobten und winselten, wie in Cobdens und Gladstones Tagen, über atrocities. Damals türkische, jetzt russische. Die sprächen über Massenschlächtereien, etwa ostasiatische, kein Sterbenswort, wenn das Schweigen in ihren Kram paßte. Die haben das Osmanenreich so um alle Reputation zu bringen, zu zermürben und zu zerstückeln vermocht, daß der Leu ungestraft den Halbmond besprenzen durfte. Und sie wollten das selbe Spiel nun mit Rußland versuchen. Das Goffusdarstwo verrufen, von der Wurzel lösen, in Wirrnisß hegen. Bis kein Mensch mehr dem Bären ein Stück Brot gab. Dann war Indien dem Union Sack für hundert Jahre noch sicher. Dann konnten sie dem verschmachtenden, blutenden Peh aus dem brennenden Käfig helfen und ihn, neben Hindus, Arabern, Afghanen und Tibetanern, in ihrer berühmten Menagerie zur Schau stellen. Dann war die letzte Möglichkeit eines gefährlichen Kontinentalbundes beseitigt. Und dieses Verirrspiel macht Ihr mit? Schreibt gläubig nach, was sie, in kluger Absicht, um ihr Intereße zu wahren, vorschrieben? Für wen arbeitet Ihr denn? Für London oder für Zion? Wenn Ihr nicht endlich erklärt, warum Ihr, als Anwälte des Deutschen Reiches, so sehnsüchtig Rußlands Zusammenbruch wünscht, wird man Euch, fürchte ich, für Landesverräther oder für Narren halten.

Levertins Salomo.

„Salomo und Morolf“ von Oskar Levertin ist eine westöstliche Dichtung im goethischen Sinn des Wortes. In der wunderschönen Einleitung sagt der schwedische Dichter, die alte Legende aus Morgenland sei vom Geist des Abendlandes durchtränkt und bringe mit süblichem Zauber nordisches Sehnen und Denken zum Ausdruck, lasse die Vergangenheit in der Gegenwart wieder aufleben. In seiner doppelten Eigenschaft des Forschers und des Dichters, mit seinem Doppelhang, sich in die Vergangenheit zu vertiefen und von der Zukunft zu träumen, schließt Levertin, der aus der Fremde kommt, aber im Kulturleben Schwedens heimisch geworden ist, jede Strophe mit Zeilen wie dieser: „Selbst bin ich Morgen- und Abendland, selbst vergangne und kommende Zeit.“

In der Dichtung selbst ist Herbstluft, Laubfallpoesie, Schwermuth, klarer Himmel. Salomo hat seines Lebens Mittagshöhe überschritten und das Innerste seines Wesens, seiner Weidheit und seines Lebensdranges ist nun Schwermuth. Er hat allzu viel genossen, allzu viel gegrübelt. In dem königlichen Epikuräer hat sich eine letzte Leidenschaft für eine Siebenzehnjährige entzündet und lodert heftig nun zu heller Flamme auf. In dem Weisen ist der Wunsch erwacht, die ganze mühsam errungene Weisheit, seine ganze Gelehrsamkeit auslöschen und mit Kinderaugen in die Welt blicken zu können. Salomo hat, als Dichter, den Drang nach Frische und die Gabe der Selbsterneuerung; doch ist er als Dichter auch ein Grübler und in seinem Verhältniß zu Sulamith sich zugleich seines Alters und seiner Jugend bewußt. Er ist ferner ein Liebender und hat also den Drang nach Schönheit wie die Gabe der Selbstverjüngung. Doch auch als Liebender ist er ein Grübler: oft bricht er in zorniger Verachtung gegen die Frauenhasser aus, diese Thoren und Verbrecher, die den Quell des Alllebens schmähcn; oft gelangt er zu klarer Selbsterkenntniß und gesteht sich, daß nur eben sein Alter, die Aussicht aufs nahe Ende ihn treibe, sich mit so ungestümer Leidenschaft an das junge Wesen zu klammern, das gegen ihn ein Kind ist und mit dem er im Grunde nichts gemein hat.

Sie öffnet ihm die Thür und er eilt in ihre Kammer. Er weiß: der Mittag des Lebens liegt hinter ihm und die Dämmerung naht; und dennoch eilt er, wie ein Zwanzigjähriger, unterm Mondesstrahl trunken zu Sulamith. Doch nur einen Augenblick der Freude gönnt sie ihm. Da sie Dem begegnet, dessen leuchtendes und spielendes Wesen zu ihrer Art stimmt, verläßt sie Salomo alsbald. Sein Bruder Morolf hat ihn verdrängt. Um den Gegensatz deutlicher werden zu lassen, macht Levertin beide Brüder zu Dichtern. Morolf ist der Dichter, der sich an der Mutterbrust der Natur genährt hat und das Gras der Fluren als seiner Mutter Haar liebt. Seine Lieder schwingen sich auf wie aus einem Vogelneft und finden ihren Weg in alle Häuser und alle Herzen. Sein Haar

ist golden, seine Kunst strahlend, sein Wesen blond. Salomo hingegen hat Finsterniß auf seiner Stirn, Feuer in seiner Hand. Sein Wesen ist Schwere und Nacht, sein glühender Odem sengt und verzehrt wie seine Weisheit. Der Dichter in ihm kann nicht die Gunst der Jugend erringen; denn so sehr er auch das Junge und Leichte liebt: der Ausdruck dafür ist ihm ver sagt.

Nach der erotischen Niederlage flieht Salomo in Einsamkeit. Er ist zu stolz, um Morolf anzuklagen, der ihm Sulamith doch in unbrüderlicher Laune, ohne einen Funken von Leidenschaft, geraubt hat. Er ist zu stolz und zu groß, um zu klagen. Er vertieft sich in die eigene Seele und in das All, windet sich dann langsam aus sich selbst heraus, ertölet seine Individualität, um leicht und frei zu werden, und fühlt erst jetzt sich als Liebhaber und Besitzer des Alls. Seine Seele ist fortan demanthart und sein Herz kalt; doch es ist zum klaren Spiegel geworden, der alle Bilder der Welt nun ohne Verzerrung zeigt. Also die Tragoedie des lebendurstigen Alters, die in die Elegie der Entsagung und die kühlen Harmonien der abgekälerten Weisheit ausklingt.

Wollte ich nur auf den philosophischen Inhalt dieser Dichtung blicken, so müßte ich Manchem widersprechen. Ja, wenn ein Kritiker, um in die Tiefe eines poetischen Werkes einzudringen, das selbe Temperament und die selbe Weltanschauung haben müßte wie dessen Dichter, so könnte ich mir gründliches Verständniß für Severtius' schöne Dichtung nicht zusprechen. Ich wäre zu ihrer Würdigung nicht geeignet; denn die Art meines Empfindens ist ganz anders. Zu unserem Heil aber können wir Gedichte selbst dann schätzen und genießen, wenn sie unserer innersten Gefühlswelt fern bleiben.

Ich gestehe, daß dieser Salomo mich nicht weise dünkt. Ich ziehe die Weisheit des Sokrates der heinen, griechische der jüdischen vor. Ich lege Werth auf eine Lebensweisheit, die nicht allzu sehr dem Todesgedanken nachhängt, nicht nur auf Entsagung hinausgeht. Salomos Niederlage vor Sulamith läßt mich kalt. Sie beruht ja doch weniger auf dem Gegensatz zwischen seinem düsteren und ihrem heiteren Naturell als auf der ganz seltsamen Unsicherheit seines Instinktes, der sich, trotz so vielfacher Erfahrung, an die Falsche wendet, an Eine, die nicht zu ihm paßt. Gerade die unstete Flatterneigung zu unzähligen Frauen hat seinen Instinkt unsicher gemacht; und so findet der blind Umhertappende Die nicht, die er dauernd zu fesseln und zu beherrschen vermöchte. Das ist sogar typisch für ihn. Wie er jetzt in seinem Verhältniß zu Sulamith irrt, so konnte er auch früher die Jugendgeliebte, die Königin von Saba, nicht völlig gewinnen. Noch als die Jugend verdraußt ist, läßt die Königin ihn in scharfen Worten hören, daß er sie zwar als Liebhaber zu umarmen, nicht aber als Freund zu erobern wußte. Sie verallgemeinert ihr Gefühl in den Satz, auf dem Boden des mit Liebe gefüllten Bechers seien stets nur Thränen und Gift. Daraus ist zu schließen, daß sie selbst sich von Salomo abgeneigt hat.

Der aber ist nicht weise, der in seinem Verhältniß zu Frauen die Weisheit nicht zeigt. Salomo ist in diesem Gedicht weniger klug als fein, nicht geistig stark, sondern edel; weniger ein Lebenskünstler und realistisch Denkender als Einer, der Abschied nimmt, die Ewigkeit betrachtet und erst zur Ruhe kommt, wenn er Leidenschaft, Thatendrang, alle Zwecke irdischen Daseins hinter sich hat. Er vereinsamt, weil er in dieser altjüdischen Dichtung der einzige Semit ist. Sulamith, Morolf, selbst die Königin von Saba gehören einer anderen Rasse an. Mit ihm stimmt nur seine alte Amme zusammen, wenn sie am Webstuhl das Lied singt, in das Motive aus dem Kohelet hineinklingen.

Doch es ist beinahe komisch, einer Weltanschauung zu widersprechen, wo wir ein Gedicht vor uns haben, in dem Alles auf Stimmung, Wohlklang, Farbe, Wärme und Duft ankommt und das nur dem besonderen Gefühlsleben seines Schöpfers Ausdruck geben soll. Der lebt in diesen Strophen, diesen Rhythmen; am Meisten, dünkt mich, in den feierlichen, mächtig tönenden jambischen Versen, die fein Wesen klarer spiegeln als die leichten Trochäen der Dialoge. Außer den Jamben haben auch die Monologe und Hymnen kräftige Pracht. Da sind Versreihen, die mit psychologischer und malerischer Kunst zeigen, was allein noch auf Salomo wirkt: „Untergegangener Welten Schein, festlicher Fackeln erloschener Glanz, Sternschnuppenleuchten, Graburnentrübe, Abschiedsstunden voll fahler Weihe.“ Nur solche Lieder weden in seiner Brust noch starken Widerhall. Viele Verse sind mit so vollendeter Kunst geformt, daß sie sofort im Gedächtniß haften und dem Auge in Stein gemeißelt scheinen; mögen sie Gedanken vermitteln oder Sichtbares, Hörbares beschreiben. Phantastisch und schön ist die Vogelversammlung, Salomos Abschiedsgruß an all die Vögel, die seinem Magierbefehl gehorcht und ins Leben hinausgetragen hatten, was er als Dichter erträumt und als König gewollt. Das schönste aller Gedichte aber scheint mir der Traum vom Erdreich und von den Winden. Hier hat Levertin sein Ziel erreicht, Höheit und Pracht gepaart. Hier tönt seine und Spinosas Liebe zur Erde und zu Allem, was der Erde ist; und Beide entsagen, nehmen von Alledem für immer Abschied. In hohem Flug trägt Begeisterung diese Verse dahin. Nach einer daktylischen Zeile der Anrufung schreitet die Strophe in trochäischem Maß dahin, entzündet durch melodischen Wohlklang, dröhnt dann beinahe metallisch und erhebt sich schließlich wieder zum Schwung der Anrufung: Traget gen Himmel mich, Winde!

Als Ganzes hat die Dichtung Stil und Gefühl: das einem Kunstwerk Unentbehrlichste. Zwar klingt es uns stilllos, wenn Morolf von des Papstes Bart redet; in tieferem Sinn aber ist der Stil streng festgehalten. Und der Gegensatz zwischen dem Leichtsinne der Lebenshymne und der Schwermuth des Todesliedes löst, in Salomos edlem Gemüth, sich in reine Harmonie.

Kopenhagen.

Georg Brandes.



Schlegel-Tied.

Surz vor Weihnachten 1905 veröffentlichte die Deutsche Verlags-Anstalt in fünf stattlichen Bänden „W. Shakespeares dramatische Werke. Uebersetzt von August Wilhelm Schlegel und Ludwig Tied. Revidirt von Hermann Conrad“. Die Veranstaltung dieser Ausgabe wurde von Manchen als ein Wagniß, von Anderen gar als ein Frevel angesehen. Ihr Urheber nahm sich ja kühn heraus, die als „Klassisch“ und unübertrefflich gepriesene Uebersetzung, deren Wortlaut eben so unantastbar sein sollte wie der eines Versdramas von Schiller oder Goethe, als eine bloße Uebersetzung zu behandeln, die berufen ist, den Sinn und die poetische Kraft des Originals wiederzugeben, und die, wo sie Dies nicht leistet, umgestaltet oder ersetzt werden muß. Und wie man sich auch zu der vorliegenden Ausgabe stellen möge: die Berechtigung von Conrads Standpunkt und die Möglichkeit, ja, die Nothwendigkeit einer Verbesserung des sogenannten Schlegel-Tied hat sie zur Evidenz erwiesen.

Ob freilich der beste Weg gewählt wurde, um zu einem allen billigen Anforderungen genügenden deutschen Shakespeare zu gelangen? Das ist eine andere Frage. Der Leser erinnert sich vielleicht noch der Verhandlungen, die vor ein paar Jahren in der Shakespeare-Gesellschaft, in Fachblättern und auch in der „Zukunft“ (vom zehnten August 1901) über diese Frage geführt wurden. Der Streit drehte sich um den Werth oder Unwerth des „Schlegel-Tied“ oder vielmehr der einzelnen Theile, aus denen er sich zusammensetzt. Bekanntlich ist die nach Schlegel und Tied benannte Uebersetzung das Werk dreier Uebersetzer, deren Beiträge sehr ungleich sind. Schlegel hatte um die Wende des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts etwa die Hälfte von Shakespeares Dramen übertragen. Ein Menschenalter später fügten Wolf Graf Baudissin und Dorothea von Tied die übrigen Stücke hinzu, die damals und vielfach noch lange nachher als Tieds Antheil galten. Ueber den Charakter der Arbeiten dieser drei Uebersetzer gehen die Urtheile weniger auseinander, als man nach der verschiedenen Schätzung, die der Schlegel-Tied als Ganzes genießt, erwarten sollte. Allgemein wird anerkannt, daß einige der von Schlegel mit besonderer Sorgfalt übertragenen Stücke, wie „Julius Caesar“ und „Hamlet“, zu den glänzendsten Leistungen unserer deutschen Uebersetzungskunst gehören und für alle späteren Shakespeareübersetzer wegweisend und vorbildlich geworden sind. Ein paar andere stehen zwar weniger hoch, namentlich einige Historien, sind jedoch später nicht eigentlich übertroffen worden. Beträchtlich fallen dagegen die von Schlegels Ergänzern gelieferten Arbeiten ab; und von keiner Seite wird ernstlich bestritten, daß von einzelnen Dramen, die sie zu verdeutschen unternahmen, andere Uebersetzungen vorliegen, die treuer, kraftvoller und poetischer sind. Das gilt, zum Beispiel, von Baudissins „Antonius und Cleo-

patra“, einer der schwächeren Leistungen dieses im Ganzen tüchtigen Interpreten, die von der Heyse ganz in Schatten gestellt wurde, und von dem „Macbeth“ der Dorothea Tieck. Diese hatte sich an das gewaltige Werk gewagt, obwohl ihr das Gedrungene und Buchtige nicht lag und ihre Sprachkenntnisse ungenügend waren. Das Resultat war, wie man erwarten mußte. Ihre vielfach unrichtige, umschreibende und verwässernde Macbethübersezung mit ihrem lahmen Jambengang ist eine der schlechteren der zahllosen Verdeutschungen dieses Dramas und unendlich weit vom Geist und Ton des Originals entfernt. Davon findet man mehr in den Uebersetzungen von Kaufmann, Bodenstedt, Jordan, Bischer und Bildemeister.

Darüber waren im Grunde Alle einig; nicht so in der Beantwortung der praktischen Frage, wie man einen guten deutschen Shakespeare erhalten könne. Die Einen, die hauptsächlich auf Schlegels Verdienste pochten, erklärten, das Werk seiner Fortsetzer sei zwar schwächer, aber doch in seinem Geist ausgeführt. Man müsse darum den „Schlegel-Tieck“ als Ganzes nehmen und dann stelle er eine wahrhaft „klassische“ Uebersetzung und ganz einzige Schöpfung in der Weltliteratur dar, die aus der Gunst des Publikums nicht zu verdrängen sei und deren Werth durch jede noch so wohlgemeinte Aenderung und Besserung nur geschädigt werden könne. Dieser Standpunkt fand seinen deutlichsten Ausdruck in zwei neueren kritischen Ausgaben, in denen Schlegel, Baudissin und Dorothea Tieck alle Ehren von Klassikern erfuhren. Man berücksichtigte die Handschriften, verglich Drude, wog Lesarten gegen einander ab und verzeichnete Varianten. Varianten bei oft rasch hingeworfenen Uebersetzungen und gar bei Uebersetzungen von Dorothea Tieck! Welche rührende Pietät gegen Uebersetzer, wo man die gegen den Dichter völlig bei Seite setzte und zahllose Irrthümer und Fehler getreulich wiederholte, die zum Theil leicht zu beseitigen, oft auch mit Glück schon beseitigt worden waren! Andere wieder waren für die Beibehaltung des „Schlegel-Tieck“, forderten aber die Beseitigung aller Fehler und Versehen und zugleich die Umgestaltung der Uebersetzung an den Stellen, wo sie der dichterischen Kraft des Originals nicht gerecht wurde. Diesen Standpunkt vertrat vor Allem Professor Sidam aus Nürnberg und praktisch sucht ihn Conrads Ausgabe zu verwirklichen.

Eine dritte Gruppe war dagegen der Meinung, die Mängel der von Baudissin und Dorothea Tieck übertragenen Stücke seien zu tief, als daß sie durch eine bloße Uebersetzung zu beseitigen wären, und regte daher an, diese Stücke völlig oder zum größten Theil zu ersetzen. An erster Stelle ist hier Paul Heyse zu nennen, den der Vorstand und die publizistischen Vertreter der Deutschen Shakespeare-Gesellschaft mit der glüklichen Logik, die ihr ganzes Verhalten in dieser Angelegenheit kennzeichnet, mit Vorliebe als Gewährsmann für die Güte der ganzen Uebersetzung anführten. Heyse weist auf die „matten,

unbeholfenen oder völlig verfehlten“ Stellen in der Arbeit von Schlegels Fortsetzern hin und erklärt, „an die Herstellung einer Stileinheit, die die oberste Norm bei dem ganzen Unternehmen (nämlich der Revision des „Schlegel-Tied“) sein mußte, sei durch eine noch so durchgreifende letzte Hand an diesen Stellen nicht zu denken.“ Auch mit einer Kollektivübertragung ist er nicht einverstanden. Der beste Ausweg scheint ihm daher, einen neuen Uebersetzer zu gewinnen, der die von Schlegel ausgelassenen Stücke einheitlich zu übertragen unternehme. Auch Friedrich Theodor Vischer, der in seinen Shakespeare-Vorlesungen gern und reichlich den Dichter citirte und darum eine treue und doch deutsche und poetisch wirksame Uebersetzung brauchte, sprach sich oft mit harten Worten über die Mängel der unter Tieds Namen gehenden Stücke aus und sah sich genöthigt, sie zum großen Theil neu zu übersetzen. In einem Brief an Weltrich sagt er: „Die (angeblich) tiedische Uebersetzung des Macbeth und Othello ist zum Zähneausbrechen. Ich muß wieder Alles, was ich vorlese, selbst übersetzen.“ Und dabei gilt der Othello Baudissins mit Recht für eine seiner besten Uebersetzungen.

Ich — wenn ich an dieser Stelle von mir reden darf — hatte selbst wiederholt und vor Heyse den Ersatz wenigstens der besonders mißlungenen nach Tied benannten Uebersetzungen, wie des „Macbeth“ und „Antonius“, gefordert und geglaubt, ein besserer deutscher Shakespeare als der Schlegel-Tied lasse sich auch ohne den neuen Uebersetzer, den Heyse fordert, gewinnen. Das oft verwertete Argument, daß keine der späteren Uebersetzungen, trotz der offenkundigen Ueberlegenheit einzelner Theile, den Schlegel-Tied zu verdrängen vermocht, einer neuen Ausgabe, die das bei Baudissin und Dorothea Tied weniger Gelingene durch Besseres ersetzte, Dies also auch nicht gelingen werde, schien mir wenig beweiskräftig. Innere Gründe dafür, daß der „Schlegel-Tied“ als Ganzes sich dauernd in der Gunst der Leser als die gelesenste und verbreitetste deutsche Shakespeare-Ausgabe behauptete, etwa eine gewisse Stileinheit, die doch sicher Niemand darin zu finden vermag, konnte ich nicht entdecken, wohl aber zahlreiche äußere, namentlich buchhändlerische. Bis vor dreißig Jahren mußte Jeder, der die anerkannt trefflichen Arbeiten Schlegels besitzen wollte, die seiner Fortsetzer mit in den Kauf nehmen. Wollte er sich, wo Diese nicht auf der Höhe ihrer Aufgabe standen, die sie übertreffenden anderen Uebersetzungen verschaffen, so mußte er zum Schlegel-Tied sich noch mindestens vier andere Uebersetzungen kaufen, die von Kaufmann, von Bodensstedt, von Ulrici und von Dingelstedt. Dabei handelte es sich ferner um Dramen wie „Macbeth“, „Lear“, „Othello“, „Koriolan“, „Antonius und Kleopatra“, die zwar zu den gewaltigsten Schöpfungen des Dichters gehören, aber nicht zu den eigentlich populären, die viel gelesen und aufgeführt werden. Diese hatte Schlegel alle vorweggenommen und trefflich verdeutscht, namentlich „Romeo und Julia“, „Hamlet“, „Julius Caesar“, „Heinrich den Vierten“,

„Sommernachtstraum“ und „Kaufmann von Venedig“. Was das Publikum vor Allem wollte, fand es also im Schlegel-Tieck und nur in ihm. Und da will man sich wundern, wenn Bodensiedts Ausgabe den Schlegel-Tieck nicht verdrängen konnte? Oher ist es noch zu verwundern, daß sie so viel Beifall fand, wie ihr thatächlich zu Theil wurde.

Mir schien unter diesen Umständen keineswegs ausgemacht, daß eine deutsche Shakespeare-Ausgabe, die das anerkannt Gute des alten „Schlegel, Tieck“ bewahrte und mindestens für das offenbar Verfehlte darin Besseres böte, nicht durchzubringen vermöchte. Die Gefahr, daß durch die verschiedenen Hände eine zu große Ungleichheit in das Werk hineinkäme, wenn Uebersetzungen aus dem Anfang und solche aus dem Ende des neunzehnten Jahrhunderts neben einander ständen, schien mir überschätzt. Einer unserer begabtesten Shakespeare-Übersetzer, Philipp Kaufmann, dessen „Macbeth“ ich an die Stelle des von Dorothea Tieck übertragenen zu setzen vorschlug, schrieb fast gleichzeitig mit ihr und hat zweifellos mehr von dem Stil Schlegels als sie. Dann traf man vielleicht in einem sachwissenschaftlichen Blatt auf die folgende begeisterte Lobeshymne über eine neuere Uebersetzung, nämlich Wischers „Macbeth“: „Ich hatte nie Etwas gelesen, das an die Größe der Shakespeariſchen Poesie näher herangetreten wäre als diese Uebersetzung; Schlegels Uebersetzung steht poetisch gewiß hoch, aber nicht höher als die Wischers, während sie viel reicher an Mißverständnissen ist.“ Also schrieb im Jahre 1901 Professor Conrad, der Neubearbeiter des Schlegel-Tieck, der damals an der Arbeit der Dorothea Tieck kein gutes Haar ließ. War es da nicht einfacher, unbeirrt von allen Schlagwörtern, einen deutschen Shakespeare aus solchen anerkannt guten Arbeiten zu bilden, als immer wieder neue Uebersetzungen oder Umgestaltungen des Schlegel-Tieck zu fordern? Doch wurde nur meine Kritik des Schlegel-Tieck beachtet; in die Erörterung meiner Vorschläge aber, von der ich eine Klärung der Meinungen über den Werth der verschiedenen späteren Uebersetzungen erhoffte, trat man nicht ein.

Die Deutsche Shakespeare-Gesellschaft that nichts, um die Bemühungen um einen besseren deutschen Shakespeare zu fördern; sie erwies sich als außer Stande, in dieser Angelegenheit rein sachlich zu urtheilen oder gar einen günstigen Einfluß in ihr zu üben. Die Sache wurde aber von anderer Seite aufgenommen. Der inzwischen verstorbene Geheimrath Dr. Döschhäuser, damals Präsident der Shakespeare-Gesellschaft, gewann im Jahre 1902 die Deutsche Verlagsanstalt für eine neue Revision des Schlegel-Tieck und veranlaßte Professor Conrad, diese Revision auszuführen.

Die Ausgabe, die Conrad übernahm, war eine philologische und eine künstlerische. Schlegel und seine Fortsetzer arbeiteten mit weniger vollkommenen Hülfsmitteln, als uns heute zu Gebot stehen, und in die Tausende belaufen

sich die Fälle, wo wir ihre Uebersetzung berichtigen können, zumal Schlegel sich manche Flüchtigkeit zu Schulden kommen ließ und Dorothea Tiedt oft eine seltsame Unkenntniß der englischen Sprache zeigte. Zu bessern waren ferner die Stellen, wo das Original nicht eigentlich mißverstanden, aber dessen Sinn ungenügend, namentlich undeutsch wiedergegeben war. Am Meisten war hier bei Dorothea Tiedt, immerhin aber auch nicht wenig bei Schlegel zu thun. Sehr lehrreich ist für dessen kritiklose Bewunderer eine Liste, die Conrad in den Preussischen Jahrbüchern über Stil- und Sprachfehler des großen Uebersetzers veröffentlichte. Man ist überrascht von der großen Zahl der Fälle, wo man die von ihm gegebene Uebersetzung mit Conrad als undeutsch, unzutreffend, falsch oder sinnlos bezeichnen muß. Was hier zu leisten war, möchte ich nicht gering anschlagen; einige der zu bewältigenden Schwierigkeiten waren ja solche, daß Schlegel ihrer im ersten Anlauf nicht Herr zu werden vermochte. Der Herausgeber hat für diesen Theil seiner Aufgabe sehr viel Sorgfalt und Mühe aufgewandt. Er brachte eine gründliche Kenntniß des Dichters, seiner Sprache und der exegetischen Arbeit über ihn mit und scheute keine Anstrengung, um den Sinn schwieriger Textstellen zu ermitteln. Seine Schrift „Schwierigkeiten der Shakespear-Uebersetzung“ (Halle, Niemeyer), in der er die von ihm bevorzugte Auffassung solcher Stellen rechtfertigt, liefert den Beweis für den Ernst und die Gewissenhaftigkeit seiner Arbeit. Er ist auch ein gewandter Uebersetzer und findet manchmal die glückliche Verdeutschung einer Stelle, die seinen Vorgängern nicht gelungen war. Man darf Conrad nachrühmen, daß er sich mit Erfolg bemühte, dem Wort und dem Sinn des Dichters zu ihrem Recht zu verhelfen, wo es früher nicht geschehen war. Das Verlangen nach philologischer Richtigkeit und nach Beseitigung schielender Uebersetzungen und undeutscher Wendungen ist in der Hauptsache durch den Herausgeber erfüllt. Will man sich davon überzeugen, daß auch bei Schlegel solche Aenderungen dringend geboten waren, so braucht man nur den erwähnten Aufsatz Conrads unbefangen nachzulesen. Wir begrüßen oft dankbar die nachbessernde Hand, namentlich in den Historien; manchmal wird man jedoch finden, daß mehr Zurückhaltung geboten gewesen wäre; und manche Stelle wünschte ich in der ersten Fassung zurück.

Bei Schlegel kamen vor Allem Aenderungen der genannten Art in Betracht. Von denen, die den künstlerischen Charakter seiner Uebersetzung betreffen, sind die wichtigsten die, die seinen Vers umgestalten. Hier scheint mir Conrad nicht immer glücklich. Er tadelt mit Recht an Schlegel, wie ich selbst früher gethan, daß er den kraftvolleren, leidenschaftlicheren Blankoets Shakespeares zu sehr nach dem Muster des Verses in Goethes „Iphigenie“ und „Tasso“ geglättet habe und ihn zu ruhig und sanft dahinfließen lasse. Dem sucht er nun abzuwehren und unterbricht die Folge der Jamben mitunter durch ein-

gestreute Trochäen, wie es ja bei englischen Dichtern sehr oft vorkommt. So giebt er Shakespeares-Vers *He was my friend, faithful and just to me* (bei Schlegel: „Er war mein Freund, war mit gerecht und treu“) wirkamer und in besserem Deutsch wieder mit: „Er war mein Freund, treu und gerecht zu mir.“ Schwerlich aber wird eine andere Uebersetzung viel Beifall finden. Brutus räth den Verschworenen, Caesar allein, aber keinen seiner Anhänger zu töten, denn dann *We shall be called purgers not murderers*. Unzweifelhaft giebt das Zusammentreffen der beiden hochbetonten Silben in der Mitte des Verses dem *purgers* einen Nachdruck, den das entsprechende Wort bei Schlegel nicht hat. Dieser übersetzt: „Wird man uns Reiner, nicht Mörder nennen.“ Nach Contad „muß es ohne Zweifel“ heißen: „Wird man Reiner uns, nicht Mörder nennen.“ Neben dem schwachbetonten „man“ tritt „Reiner“ hier gar nicht hervor und der Vers wirkt nicht als Fünffüßler mit einem Wechsel von Jambus und Trochäus zu Beginn, sondern als schlecht gebauter Vierfüßler. Ansechtbar scheinen mir auch andere metrische Theorien Contads, denen glücklicher Weise sein rhythmisches Gefühl doch meist die Wage hielt, so daß sie weniger Schaden stifteten, als man befürchten mußte. Eine empfehlenswerthe Neuerung scheint mir, daß Contad gelegentlich nach Shakespeares Muster in der Cäsur oder nach einer Sinnespause eine überzählige Silbe duldet, wie in dem Vers des Brutus: „Kein Mensch trägt Leiden besser: Portia ist tot.“ (*No man bears sorrow better: Portia is dead*), wo Schlegel dem korrekten Vers zu Liebe „Portia starb“ giebt. Der Hinweis darauf, daß Schlegel einem regelmäßigen Vers zu Liebe mitunter den dramatischen Charakter der Rede bei Shakespeare zerstört habe und daß eine Revision ihn wenigstens in besonders markanten Fällen wieder herzustellen verpflichtet sei, hat leider keine Berücksichtigung gefunden.

Das Hauptinteresse richtet sich bei der neuen Ausgabe nun aber vor Allem darauf, welche Gestalt in ihr die meistangefochtenen Uebersetzungen, etwa die des „Macbeth“ und „Antonius“, erhalten haben. Wir schlagen den „Macbeth“ auf und lesen hier gleich zu Beginn:

Erste Heze: Wann treffen wir uns das nächste Mal
Bei Regen, Donner und Wetterstrahl?

Zweite Heze: Wenn das Kampfgelds vollbracht,
Wenn verspielt und gewonnen die Schlacht.

Dritte Heze: Also, eh' sich senkt die Nacht.

Dorothea Tieck hatte übersetzt:

Erste Heze: Wann kommen wir Drei uns wieder entgegen,
Im Bliz und Donner oder im Regen?

Zweite Heze: Wenn der Wirrwarr stille schweigt,
Wer der Sieger ist, sich zeigt.

Dritte Zege: Das ist, eh' der Tag sich neigt.

Ich setze weiter die Worte Macbeths, den die Erfüllung der ersten beiden Zeugenprophezeiungen bis ins Innerste erschüttert, in der revidirten und in der ursprünglichen Fassung her:

Zwei Weissagungen
Sind nun erfüllt als glückliche Prologe
Des stolzen Spiels mit königlichem Stoff.
Dank Euch, Ihr Herrn! — Die Lokung jener Welt
Kann schlimm nicht, kann auch gut nicht sein. Wenn schlimm,
Warum gab sie als Handgeld des Erfolgs
Den wahren Anfang? Ich bin Than von Cawdor.
Wenn gut, was pocht mich jene Eingebung,
Vor deren grauem Bilde sich mein Haar
Aufsträubt, mein festes Männerherz
Ganz unnatürlich an die Rippen pocht?
Das Furchtbare, das greiflich sich ereignet,
Ist minder graß als innre Graungebilde.
Dies Bild des Mordes, reine Phantasie,
Erschüttert meine innre Welt so mächtig,
Daß jede Thätigkeit erstickt in Ahnung
Und nichts ist, als was nicht ist.

Bei Dorothea Tied lautet die Stelle:

Zweimal gesprochne Wahrheit,
Als Glücksprologe zum erhabnen Schauspiel
Von kaiserlichem Inhalt. Freund', ich dank Euch!
Die Annahmung von jenseits der Natur
Kann schlimm nicht sein, — kann gut nicht sein: wenn schlimm,
Was giebt sie mir ein Handgeld des Erfolgs,
Wahrhaft beginnend? Ich bin Than von Cawdor:
Wenn gut, warum befängt mich die Verjuchung,
Deren entseßlich Bild aufsträubt mein Haar,
So daß mein festes Herz ganz unnatürlich
An meine Rippen schlägt? Erlebte Gräuel
Sind schwächer als das Graun der Einbildung.
Mein Traum, des Mord nur noch ein Hirnspinnst,
Erschüttert meine schwache Menschheit so,
Daß jede Lebenskraft in Ahnung schwindet
Und nichts ist, als was nicht ist.

Ähnlich verhält es sich auch mit anderen Stellen, die den Uebersetzern besondere Schwierigkeiten darboten, wie dem Monolog Macbeths unmittelbar vor der That, wo ein Dolch seinen Sinn äßt: Conrad weicht von Dorothea Tied beinahe eben so ab und benutzt von ihr nur eben so viel wie andere Uebersetzer auch. Der „Macbeth“, den seine Ausgabe und bietet, kann daher nicht als eine Revision des tiedischen gelten, sondern muß als eine selbständige

Uebersetzung angesehen werden, die neben die von Kaufmann, Bodenstedt, Wischer und Wildemeister tritt und ihre Daseinsberechtigung zu erweisen hat.

Der „Koriolan“, der auch von Dorothea Tied, aber erheblich besser als der „Macbeth“, übersetzt war, ist weniger frei behandelt. Conrad konnte hier mehr von seiner Vorgängerin übernehmen als im „Macbeth“. Enger konnte er sich im Ganzen an Baudissin anschließen. Dennoch sind die Fälle sehr häufig, wo er ihm und Dorothea Tied, ganz so wie andere nach ihnen kommende Uebersetzer, etwa die Mitarbeiter an Bodenstedts oder Dingelstedts Uebertragung, gegenübersteht und von ihrer Uebersetzung nicht mehr und nicht weniger bewahrt als diese Vorgänger. Man kann sich darüber kaum wundern, wenn man sich seines Urtheils über den „Macbeth“ der Dorothea Tied und des nicht viel günstigeren über Baudissins Arbeiten erinnert. In dem erwähnten Aufsatz spricht er nämlich von den „minderwerthigen Leistungen Baudissins und den zum Theil recht werthlosen der Dorothea Tied“ und stellt sie hinter die Uebersetzungen in Bodenstedts Ausgabe. Hier findet er „einige Dramen vortrefflich und besser als von Baudissin oder Dorothea Tied übersetzt.“

Ruß man unter diesen Umständen nicht fragen, ob es nicht richtiger gewesen wäre, von einer Revision des Antheils dieser Beiden überhaupt abzusehen? Das, worauf es ankommt und was uns Conrad geben will, ist doch ein guter deutscher Shakespeare; und der ließ sich durch Uebersetzungen „minderwerthiger oder recht werthloser“ Uebersetzungen nie erlangen. Conrad selbst beweist ja durch die That, daß man sie oft verwerfen mußte. Er stand also vor der Wahl, ob er das von Anderen gut Verdeutschte verwenden oder versuchen wollte, es selbst neu zu übertragen. Von diesem Versuch hätte ich allein schon mit Rücksicht auf die Kürze der zur Verfügung stehenden Zeit abgerathen. In zwei Jahren hat Conrad trotz anstrengenden Berufspflichten (er lehrte an der Kadettenanstalt in Lichtersfelde, war jedoch zeitweilig beurlaubt) die Revision der zwanzig nach Tied benannten Uebersetzungen beendet. Paul Henze hatte zehn Jahre für diese Arbeit in Aussicht genommen. Dabei war der „Macbeth“ so gut wie neu zu übertragen, gerade das Drama, das durch seine gedrungene Sprache und seinen zethakten Versbau weit größere Anforderungen an einen Dolmetsch stellt als eins der von Schlegel bearbeiteten Stücke. Wir dürfen uns also nicht darüber wundern, daß Conrad gescheitert ist. Ich stehe nicht an, zu erklären, daß seine Ausgabe, trotz verunglückten Stellen, im Ganzen besser ist als der alte Schlegel-Tied. Dessen Hauptfehler aber, daß er reichlich ein Halbdutzend der größten Werke Shakespeares in mangelhafter deutscher Gestalt darbot, ist von Conrad nicht beseitigt worden. Nach wie vor muß man noch andere Ausgaben zu Hilfe nehmen, um für bestimmte Stücke eine wirklich gute deutsche Uebersetzung zu finden. Conrads Ausgabe zeugt sicher von viel Fleiß und Wissen und von einer achtenswerthen

Uebersetzergewandtheit; doch (mag es nun an Zeit oder an der dem Uebersetzer unentbehrlichen nachschaffenden Kraft gefehlt haben) die Thatsache läßt sich meines Erachtens nicht abstreiten, daß Conrads Neubearbeitungen einzelner Stücke nicht auf der Höhe anderer Uebertragungen stehen. Namentlich ist die Härte und Steifheit nicht überwunden, die Wischer immer wieder Vaudiffin und Dorothea Tied vorwirft. Freilich hat das Bemühen, den Gang und Klang des shakespeareischen Verses nachzuahmen, dem Uebersetzer Schwierigkeiten bereitet, die erweiternde Uebersetzungen wie die von Wischer umgehen: aber hierin leisten Kaufmann und Bildemeister nicht weniger und sind lesbarer.

Ich möchte bei dieser Gelegenheit überhaupt die durch wiederholte Vergleichung mit anderen Uebersetzungen immer wieder bestärkte Ueberzeugung aussprechen, daß Kaufmanns Uebertragungen von „Macbeth“, „Othello“ und „Lear“ den Leistungen Schlegels am Nächsten kommen und in einer geschickten Uebersetzung eher als die von Vaudiffin und Tied oder von Wischer, Bodensteht und Bildemeister geeignet wären, die deutsche Uebersetzung dieser Stücke zu werden. Für den „Antonius“ haben wir Heyses (nach Conrads Ansicht „ausgezeichnete“) Uebersetzung. Den „Koriolan“ in Wilbrandts Uebersetzung stellen Kenner der Arbeit Heyses mindestens gleich. Wenn also für die Hauptwerke Shakespeares (ich beschränke mich absichtlich auf diese) anerkannt gute Uebersetzungen vorliegen, so ist ja das Haupterforderniß für einen guten deutschen Shakespeare erfüllt. Das deutsche Volk und die deutschen Bühnen haben in erster Linie ein Interesse daran, daß die gewaltigsten Schöpfungen Shakespeares in einer würdigen deutschen Gestalt geboten werden, was sicher weder bei „Macbeth“ noch bei „Antonius“ oder „Koriolan“ und nach dem Urtheil vieler auch bei „Othello“ und „Lear“ nicht der Fall war. Auf dieses Ziel müßten alle Verehrer Shakespeares hinarbeiten, namentlich aber auch die Deutsche Shakespeare-Gesellschaft, die ja die „Einbürgerung Shakespeares in Deutschland“ als eine ihrer Hauptaufgaben betrachtet. Diese Gesellschaft hat einen schlimmen Fehler gemacht, als sie vermied, deutlich Stellung zu der Frage zu nehmen, ob das deutsche Volk überhaupt einen besseren deutschen Shakespeare brauche als den Schlegel-Tied. Sie hat ferner Beschlüsse über den hohen Werth dieser „klassischen“ Uebersetzung, dieses „Hausbuches des deutschen Volkes“ gefaßt und in der Oeffentlichkeit die Leute bekämpft, die dessen Mängel betonten. Auch jetzt versucht man wieder, das Scheitern von Conrads Unternehmen für den Schlegel-Tied und die Shakespeare-Gesellschaft, die sich für ihn erklärte, zu verwerthen. Dieser Versuch ist entschieden zu tadeln. Daß auf dem von Conrad gewählten Weg ein guter deutscher Shakespeare nicht zu erreichen sein würde, war vorher klar und ist auch von mir schon ausgesprochen worden. Conrads Mißerfolg beweist nicht das Geringste für die Güte der nach Tied benannten Uebersetzungen und sein hartes Wort von den „minderwerthigen

Leistungen Baudissins und den zum Theil recht werthlosen der Dorothea Tiedt“ bleibt in voller Kraft bestehen. Bestärkt aber hat mich Conrads Versuch in der Ueberzeugung, daß ein guter deutscher Shakespeare nur dadurch möglich ist, daß man das von Baudissin und Dorothea Tiedt schlecht Uebertragene verwirft und Besseres an seine Stelle setzt.

Wir stehen also wieder da, wo wir vor ungefähr fünf Jahren standen. Die Aufgabe harret noch ihrer Lösung. Sie ist erleichtert dadurch, daß der von Conrad gewählte Weg sich als falsch erwiesen hat und ein zweites Mal nicht beschritten werden wird, erschwert dadurch, daß das Publikum mit Mißtrauen gegen jeden Versuch, den alten Schlegel-Tiedt zu ersetzen, erfüllt wird und ein besserer deutscher Shakespeare deshalb sich nur schwer durchzusetzen vermöchte.

Freiburg i. B.

Professor Dr. Wilhelm Weg.



Einfälle.

Sich selbst achten, ohne sich wichtig zu nehmen, ist seltener, als sich wichtig nehmen, ohne sich selbst zu achten.

„Alles Verständliche ist nur ein Gleichniß“ und der einzig durchgreifende Unterschied zwischen einer Erklärung und einem Bild ist, daß die Erklärung vom Bekannteren ausgehen muß, um das Unbekanntere daran zu schließen; nicht so das Bild.

In dem inneren Tribunal, vor das jeder Denkende seine eigenen Zustände, Entschliessungen und Handlungen zieht und in dem er Ankläger, Angeklagter, Verteidiger und Richter zugleich ist, pflegt der Verteidiger die stärkste Person zu sein.

Thatsachen sind keine Einbildungen, aber Einbildungen sind Thatsachen.

Viele unnütz geführte Debatten verlaufen ungefähr wie ein Spiel, über dessen Regeln vorher sich zu einigen die Spieler unterlassen hätten. Die Streitenden gehen stillschweigend von unvereinbaren Kardinalsätzen aus und wenden die gleichen Worte in verschiedener Bedeutung an.

Was wird aus der Symmetrie und überlegten Architektur eines Spinnwebes, wenn eine grobe Hand hineingreift und die feinen Fäden ihres Haltes beraubt? Was geschieht den wohl disponirten Gedanken eines ausgezeichneten Kopfes, wenn läppische Racheiferer sich ihrer unter Geschrei bemächtigen und ihr Lob des großen Mannes an die Stelle seiner Weisheit setzen?

Der Eitle ist nicht zufrieden, glücklich zu sein: er glaubt, es auch noch Anderen beweisen zu müssen.

Bernsteins Wort: „Das Endziel ist nichts, die Bewegung ist Alles“ ist die kürzeste und schlagendste Charakteristik nordamerikanischen Geschäftsgeistes.

Man hört bei uns den Laien oft klagen, der Jurist klebe am Buchstaben des Gesetzes. Das ist im Allgemeinen ein Mißverständnis. Denn gerade dadurch unterscheidet sich der Jurist vom Laien, daß er gelernt hat, methodisch den Buchstaben im Sinn des Gesetzes anzuwenden. Wenn der Vorwurf jedoch sagen soll, der Jurist wende das Gesetz zwar sinngemäß an, aber ohne es dem Einzelfall zu Liebe zu biegen, so ist Das kein bloßes Mißverständnis, sondern Unverstand: denn auf der Unverbrüchlichkeit beruht das Wesen des Gesetzes.

In der gerichtlichen Ausfertigung pflegt das Urtheil, der Tenor, der Feststellung des Thatbestandes und den Entscheidungsgründen voranzugehen; im Kopf des Richters ist es manchmal eben so.

Für das private Leben ist tüchtige Mittelmäßigkeit am Angenehmsten; Superiorität ist selten ohne unangenehme private Seiten.

Das Bewußtsein des Ideales verschuldet manche franke Mittelmäßigkeit.

Der mittelmäßige Künstler scheint oft eitel, wo ihm nur der Instinkt seiner künstlerischen Selbsterhaltung die Autosuggestion der Bedeutendheit aufdrängt.

Wir rühmen uns gern der Unbestechlichkeit deutscher Richter und übersehen, wie viel sachliche Befangenheit in unseren Urtheilen herrscht; und doch kann diese unpersonliche Befangenheit, gegen die es keine gesetzliche Remedur giebt, gefährlicher sein als Bestechlichkeit. Denn sie wirkt nicht wie Bestechlichkeit, sondern wie Bestochensein; und sie ist nicht ein Gebrechen Einzelner, sondern des Standes.

Das Werk soll den Meister loben; für gewöhnlich lobt aber jeder Meister sein Werk.

Die Irthümer des Antisemitismus sind weniger solche der Diagnose als solche der Therapie.

Man muß sich immer wieder vorhalten, daß das leidliche belletristische Durchschnittsgut, das dem Leser und Theaterbesucher geboten wird, nicht etwa

Das ist, was den Meisterwerken gegenüber mit einer schlechteren oder an sich mit einer schlechten Censur in die Literaturgeschichte kommt; es geht nach kurzer Zeit überhaupt unter und die Literaturgeschichte schweigt im Einzelnen darüber. Die Vergleichen solcher Gegenwartproduktion mit den Standardtypen der vergangenen Literatur ist daher schief und eine Kritik, die auf diesen Abweg geräth, sowohl im Tadel wie im Lob ungerecht; daher denn auch manchmal ein naives Publikum richtiger urtheilt als ein literaturgeschichtlich gebildetes.

Gewisse Menschen sind wirklich nur in einem Punkt bescheiden: in ihren Ansprüchen an das Unglück.

Man reist, weil man gern in der Fremde zu Haus ist, oder auch, weil man ungern zu Haus sich in der Fremde fühlt.

Jede Zeit ist gerade so alt wie ihre Ueberlieferung.

In jeder Menschenmenge trifft man Personen, die von den Nachdrängenden in die erste Reihe gedrückt worden sind: man muß sie nicht für Führer halten.

Wer sich auf den gesunden Menschenverstand als letzte Instanz beruft, vergißt in der Regel, was schon La Rochefoucauld bemerkte: daß wir gesunden Menschenverstand immer nur Denen zuerkennen, die unserer Meinung sind.

Gedanken und Handlungen giebt es, deren Werth weniger darin besteht, daß wir sie denken oder thun, als darin, daß sie uns so schwer gefallen sind.

Wie kommt es, daß hübsche Frauen weniger stolz auf ihre Tugend sind als häßliche, Kluge auf ihre Ehrlichkeit weniger stolz als Dumme, vielseitige Menschen auf ihre Ueberzeugungstreue weniger stolz als einseitige?

Natur und Kunst. Was Bacon über das Verhältniß von Wissenschaft und Religion sagen zu können glaubte, gilt auch hier: ein Wenig Kunstkennniß entfernt von der Natur, die tiefere Kenntniß führt zur Natur zurück.

Wie die alten Religionen vor der neuen Lehre in die stillen Dörfer zurückzogen und sich dort als Paganismus noch einige Zeit weiterfristeten, so bleibt von jeder Periode der Wissenschaft ein stagnirendes Element in den weniger beweglichen Schichten des Volksbewußtseins zurück und behauptet sich dort noch eine Weile als „gesunder Menschenverstand“ gegenüber der fortgeschrittenen Wissenschaft. Gesunder Menschenverstand gegen Wissenschaft: Das bedeutet meist: Wissenschaft von ehegestern gegen Wissenschaft von heute.

Dr. Arthur Berthold.

Orchideen.

Er suchte eine Wirthschafterin und fuhr auf eine Anzeige hin nach Neu-Babelsberg, um sich dort zu erkundigen.

Trostlos pfliff der Wind, schmutziger Schnee lag in den Winkeln und Ecken; schlimmstes Märzwetter, abgemuhter, verbrauchter Winter ohne Vorfrühlingsverheißung. Er ging, nach der angegebenen Nummer ausschauend, die verbotenen Straßen herunter und klingelte an einer rothen, steilaufgebauten Vorstadtvilla. Dort sagte er den Zweck seines Kommens. „Gnädige Frau lassen bitten“, kam der Bescheid. Das Mädchen öffnete eine Thür und er war in einem kleinen, hellen Raum.

Fast prallte er zurück. Dies war ja ein Märchenland. Weiße Wände, grüne und weiße Matten auf den grünen Fliesen des Fußbodens, weiße, geflochtene Stühle mit weichen, weißen Kissen. Und rings herum, auch von der Decke in Ampeln herunterhängend, Orchideen. Eine Hülle und Fülle von leuchtenden, duftenden, fremdartigen Blüthen. Wer kann nur hier wohnen? Das ist ja unennubar, phantastisch schön!

Hier redete sich ihm ein Zweig entgegen; wie ein Flug erstarrender Tauben ruhten die milchweißen Blüthen in der Luft. . . Blau, marmorn, durchsichtig zart, mit überaus reingeschnittenen Formen. Dicht daneben erhob sich eine blaue Blume. Die großen lichtblauen Blätter gleichen Libellenflügeln, waren weich und duftig, wie ein seidener Schleier. Und dieses Blau! Am Himmel schimmert es hin und wieder durch weiße Dunstwolken an späten Nachmittagen im Sommer; bald flimmert es seegrün, bald im Lilablau ferner Gebirge. Ganz leise sollten Engelstimmen hierzu Mozart singen.

Wer ist die Herrin dieses Wunderreiches? Hier ruht sie, auf diesen weichen weißen Kissen, und betrachtet mit unschuldigen Augen, sanft lächelnd, die Blumen.

Vielleicht ein mattes, verzichtendes Lächeln. Hier stehen Blumen in Roll. Auf schwankem, hohen Stiel ragen die Blüthen empor; über einem sinkenden Kriegerhelm dehnen sich, schmerzlich starr, die Seitenblätter in die Luft, senken sich die runden Oberblätter schonend hernieder. Masse Blumen, mit dunkelgoldbraunem, mattgrünlichem, mattviolettem Geßt, mit schwermüthigen Punkten. Sehr zurückhaltend, sehr vornehm; müde, bleichsüchtige fürßliche Bräute, denen der hohe Verlobte im Kriege gefallen. Mannichfach das Spiel der gedämpften Töne, wie bräunlicher Opal in verhängten Räumen, denen das Sonnenlicht der Freude entgeht.

Dies ist aber doch nicht die Stimmungsdominante des Blumenraumes. Dies waren nur vorübergehende, wehmüthige Erinnerungen an tote Freuden. Hier liegt kostbarer Lebensgenuß in der Luft, im subtilsten, exotischsten Auszug.

Giebt es denn wirklich solche Farben, solches leuchtendes, berückendes Violett? Unerhört die Pracht dieser großen Blumen, vollendet die weissen, leicht sich kräuselnden Kurven der schwellenden Blätter. Welche Worte werden diesen Tönen gerecht? Blieder darf man nicht nennen; es würde nüchtern, erdschwer wirken. Bescheidene Beilichen erschienen dumpf und matt. Dieses Violett ist wie milchiger Amethyst und das innere Lippenblatt ein durchleuchteter, feuriger Purpur-Chry-

jopas. Sie sind größer als die größten Lilien; nur die Königin der Nacht käme ihnen an Umfang gleich; und an diese gefeierte Kaktus mahnt auch ihr süß-betäubender Duft. Dabei biegsam, weich verflatternd wie ein Hauch. Dann hier ein Gewirr von Rippen; eine verflatternde Orgie von schimmernden Blättern. Wie sonderbar die Zeichnung dieser geschweiften Blättchen, wie seltsam die Farbe! Ein Zitronengelb und darauf ein zimmetartiges, weiches Rothbraun und im Schlund ein blaß ange deutetes Raigrün. Und daneben eine wahre Liebesblume von mystischer Schönheit. Drei feingeschweifte zartrosa Blätter (wie geheimnißvoll der strenge Dreipaß!) umfassen den Kelch; der Kelch möchte das Innere verschweigen, aber das glühende Roth bricht strahlend hindurch.

Darf man denn ungestraft inmitten dieser aufregenden Blumen athmen? Dem fremden Reiz dieser verwirrend krausen Linien, dieser unsäglich zarten und doch leuchtenden Linderbindungen halten unsere Nerven nicht Stand. In welchen Leidenschaften erhebt diese Frau? Ist sie kalt wie Schnee, mit geheimem Lobern? Sie athmet hier, in diesem Haus; vielleicht raucht sie jetzt, mit schmalen Häßen leise aufstrebend, die Treppe herunter.

Nein: die Herrin dieses Wunderraumes ist reiner Leidenschaft nicht fähig; sie ist verberbt. Hier kann man nicht mit eingestrichbaren Empfindungen leben. Ich hatte nur anfangs die Sprache noch nicht verstanden. Auch dieser milchweiße Taubensflug hat freche, herausfordernde Fühlhörner, hat Blutstropfen im Kelch. Nein, „freundliche Kinderaugen“, wie jene Blumen, die Tasso pflügen wollte, haben diese nicht; sie haben einen gleißenden Blick. Vor ihren verzwickten, verzückten Linien wird man nicht Goethe, sondern Daubelaire und Aubrey Beardsley lesen. Sie tanzen einen verdrehten Reigen vor den Augen, diese Blumen des Bösen. Hölleuspflanz, wirre Phantome. Mit dem verzerrten Lächeln einer Verlorenen höhnt diese geschminkte Blütenmaske mit den häßlichen, küsternen Fleden. Berstet sicheln unregelmäßige, schmale, orangefarbige Blätter, die eine giftige Kupferpatina besprenkelt. Haßerfülltes, grün-schwarzes Rattergewürm, zuden und zängeln die Samengefäße dieser schwefelgelben Rippe; und eine gottverlassene Blume hat zwei krampfhaft sich vedende, nacktrothe Blätter und zischelt mir ins Ohr.

Dies ist ein hysterischer Fiebertausch nach grausamem Genuß; hier ergeht sich die perverse, excentrische Neugier einer Gestörten. Eine bizarr unheimliche Artart wohnt hier.

Da öffnete sich hinter ihm die Thür; erregt drehte er sich um. Eine untersehte, ergraute, glattgeschneidete Frau trat ein. Das war also die Wirthschafterin, wegen der er kam.

„Sie sahen sich meine Orchideen an! Ja, sie sind ganz schön; nur eine rechte Last. Aber mein Mann, wissen Sie, der die Zutelkufersfabrik in Reinholdsdorf gegründet hat, war auf die Dinger rein veressen und hat im Testament bestimmt, daß ich sie niemals fortthun dürfe.“

Vom ihrem braunen Kammgarnkleid entfernt sie sorgsam einen Gestfaden. „Was die Auguste Kübler anbetrifft . . .“

Marie von Bunsen.



Selbstanzeigen.

König Karl von Rumänien und Deutschland. Hermann Balthfer, Berlin.

Unser öffentliches Leben von heute will Trara und Erfolg, wo es bewundern soll, und jubelt, wo es Etwas glänzen sieht. Kinder sind wir, wenn wir auf der Gasse stehen. Aber daheim, allein, in den schlaflosen Nächten, in denen die Gedanken so weit vom Leben weggleiten, daß sie sich manchmal einbilden, sie strebten nach dem Grund aller Dinge, suchen wir die ewigen Grundfragen des Lebens geduldig in ganz verborgenen Winkeln des Seelendaseins, die man früher gar nicht kannte. Sehr tief liegen für uns moderne Menschen die wahrhaft erschütternden Probleme des Gelingens und der Enttäuschung. Der stille Mann, der ruhig zusieht, wie seine Arbeit unbeachtet bleibt, während Andere durch hohe Worte die Welt erobern, scheint uns ein würdiger Held für die Bühne, auf der die Gedanken sich tummeln, wenn sie fragen, was wahrhaft echt und schön ist. . . Fürsten müssen sich gefallen lassen, daß man sie manchmal als Menschen mißt. Die Erscheinung Karl von Rumäniens birgt eigenartige Probleme. Vieles paßt nicht zu dem Bilde, das man uns heute in Deutschland als Urbild echten Herrschertums zeigt. Meine Brochure ist eine Skizze; Biograph bin ich nicht.

Montreux.

Dr. Otto Freiherr von Dungern.

Metternich und seine Zeit. Wien, C. W. Stern.

Das Zeitalter Metternichs muthet an wie eine verfunkenete Welt. Manche Legende, manches Vorurtheil hat sich in ungeschwächter Kraft erhalten, seit viel Schutt über der Thätigkeit Metternichs lastet. Wenigstens aber muß man versuchen, das Kolorit der Zeit, der er angehörte, möglichst getreu beizubehalten. Die ungemein reichhaltige Literatur der Franzosen hat da so viel geleistet, daß nur wenige Ergänzungen erforderlich sind. Der Inhalt des auf vier Bände angelegten Werkes ist geschöpft aus Büchern, Handschriften und mündlichen Mittheilungen solcher

er Urnenring
Rolle spielen,
sische Tabellen
igkeit, leisten
einem einzigen
istorikerschule
uern, der be-
urden.
velßberg.

Personen, deren Jugendjahre in die Zeit des Adrinfatz zurückreichen. Zu
über die Familienbeziehungen, die im realen Leben eine größere
als man gemeinhin glaubt, sind an verschiedenen Stellen genealog
eingefügt. Diese Tabellen erheben nicht den Anspruch auf Vollständigkeit,
aber in der Art der Anordnung den guten Dienst, daß man sich mit einem
Blick zurechtfinden kann. Von den Anschauungen der norddeutschen Schule
weicht das Werk in vielen Punkten ab. Das wird Der nicht bedauern,
denkt, daß die Dinge durch ein süddeutsches Temperament gesehen sind.
Graz.

Ferdinand Strobl von Raasdorf.

Bogelweide,
on Christian
ita Nuova),
hes Tagebuch
nd 5: Ovids

Hortus Deliciarum. Band 1: Gedichte Balthfers von der
überfetzt von Karl Simrod, durchgesehen und herausgegeben von
Morgenstern. Band 2: Dante Alighieri, Das Neue Leben (La Vita Nuova)
überfetzt und herausgegeben von Otto Hausfer. Band 3: Goethe, Die
der Italiensischen Reise. Band 4: Michelangelos Briefe. Die Kunst
Kunst der Liebe (Ars Amandi).

en erschlossen
Geistesleben

Im „Hortus Deliciarum“ soll ein schöner Garten edler Freuden
werden, worin die köstlichsten Blumen zu finden sein sollen, die in
18*

der Nationen gewachsen sind und das besondere Ergötzen aller Gebildeten ausmachen. Nicht so sehr für Bäckereien, die mächtige Gesamtausgaben bevorzugen, wie für die kleinen, feinen Sammlungen der Gebildeten, die ihre Lieblingdichter und Werke in handlichen, nicht zu theuren, aber doch schön gestalteten, vornehm gedruckten, ausgewählten und sorgsam herausgegebenen Einzelausgaben besitzen und etwa neben dem umständlichen Aufwand von „Sämmtlichen Werken“ stets ein einzelnes Kleinod in besonderer Fassung nah haben wollen, ist dieser „Hortus Deliciarum“ bestimmt. Konstantin Somow hat sich der äußeren Form des Unternehmens mit Liebe und Sorgfalt gewidmet, während ich für die Innenausstattung jedes Werkes immer den Künstler gewonnen habe, dessen Individualität mir dem Wesen der einzelnen poetischen Schöpfung besonders nah schien. Außer Somow sind hier zu nennen: Melchior Lechter, Emil Rudolf Weiß, Karl Walser, Heinrich Bogeler, Franz Christoph, Markus Behmer.

Julius Bard.



Notizbuch.

Karl der Große ist wieder mal belästigt worden. Warum war er nicht klein, wie Papa Pippin? Wie werden die nachgeborenen Banaußen es ihm verzeihen. Zuerst hatten die Normannen in dem aachener Münster, das Karl gebaut und sich zur Grabstatt erwählt hatte. Dann kam, im Jahr 1000, Otto der Dritte. Kennt Ihr Den? James Bryce, der jetzt im englischen Ministerium sitzt, hat ihn (in dem Buch „Das Heilige Römische Reich Deutscher Nation und das heutige Deutsche Reich“; zu der französischen Ausgabe hat Lavisse eine lehrwürdige Vorrede geschrieben) so geschickt portraitiert, daß uns das Bild ähnlich scheint. Gerbert, Erzbischof von Reims und im Nebenamt Magus, hatte ihn erzogen und erhielt sich die Liebe des Schülers. Auch Otto glaubte an die Wunder der Weissen Magie. Glaubte, mit der Wünschelruthe die kostbarsten Schätze aus der Erde zaubern zu können; und hielt sein Szepter für solche Ruthe. Wollte im weiten Reich Alles verjüngen, erneuern, verbessern; von heute auf morgen. Sein Reich sollte vom Sieg gekrönt sein wie das Trajans, einen Kodex und eine Verwaltung haben wie das Justinians und, wie das Konstantins, im milden Glanz der Heiligkeit strahlen. Er war überzeugt, daß er von Gott selbst auf die sündige Erde gesandt sei, sie vom Unrath zu reinigen. Und da es allzu anmaßend gewesen wäre, sich den Nachfolger Christi zu nennen, nannte er sich offiziell wenigstens den Diener des Heilands. Anphantasie fehlte es ihm nicht; nur an Klarheit und Stetigkeit des Wollens. Antiquarische Neigung zog ihn in die Vergangenheit; und er wollte Lebenden doch herrliche Tage bereiten. Daß er vermöge, war ihm nie zweifelhaft. Er fühlte sich als den Statthalter des höchsten Herrn und berauschte sich täglich wieder an dem Bewußtsein, die Macht der alten Caesaren geerbt zu haben. In einem seiner Edikte stehen die Brunkfüge: „Dieses haben Wir befohlen, auf daß die Heilige Kirche frei und stark sei, Unser Reich gebelien und die Krone Unserer Ritterschaft im Triumph leuchten könne. Mögen Wir dermaleinst, wenn Wir in Gerechtigkeit unter dem Zelte dieser Welt gelebt haben, würdig befunden werden, aus dem Sterker des Lebens zu schreiten und als Herrscher neben dem Allmächtigen des Reiches zu walten!“ Kennt Ihr

ihn nun? Ein Bischof. Sein Siegelwort war: *Renovatio Imperii Romanorum*. Und seine Zeitgenossen, die doch noch nicht vom Lokalanzeiger und von der Silberwoche Augusti erzogen wurden, nannten ihn bald *mirabilia mundi*. Mehr konnte selbst er nicht verlangen. Hat deshalb auch nie über die schlechte Presse geklagt. Und die Leistung des Weltwundermannes? Reden, Erlasse, große Gesten. Sein Heer hat manchem besiegt. Das war nicht sein Verdienst. Sein Werk aber, daß aus Gerbert Papst Silvester II. wurde. Aus all den tönenden Reden und ungeheuren Plänen ist nichts geworden. Schließlich starb Otto als ein verlassener Flüchtling. Nur zweiundzwanzig Jahre ist er alt geworden; hat aber fast neunzehn Jahre lang die Krone des Deutschen Königs getragen. Der also hat zuerst Karls Ruhe gestört. Nachdem er in die gnefener Gruft des Heiligen Adalbert eingedrungen war, wollte er auch *Carolus Magnus* noch in der Grabstatt besuchen. Der tote Kaiser, raunt die Legende, saß auf dem Marmelthron; über dem balsamirten Leib den Krönungsmantel; an der Hüfte das Reichsschwert; auf den Knien die offene Bibel. Bietut hätte von dem Einbruch wohl abgerathen. Doch ein Weltwunder braucht sich kleiner Menschenzangung nicht zu beugen. Und die Sache hat ihr Gutes: sie inspirirte Victor Hugo zu dem berühmten Monologe Karls des Fünften. Hundertfünfundsechzig Jahre nach Otto kam Friedrich Barbarossa. Schon den ersten Störenfried sollte Karl mit zornigem Blick gestraft haben. Inzwischen war er von Paschalis selig gesprochen und vielleicht milderen Sinnes geworden. Der Rothbart hats gewagt. Hat das Gebein Karls aus der Grabkammer genommen, für ein Weilklein in einen Holzschrein gelegt und bei renommirten Goldschmieden einen Reliquienschrein bestellt, der die letzte Ruhstätte des großen Kaisers werden sollte, aber erst unter der Regierung Friedrichs des Zweiten fertig wurde. Da ruhten die ehrwürdigen Knochen nun in seidenen Tüchern. Ruhten? Im dreizehnten Jahrhundert wurde der Schädel, im vierzehnten ein Schienbein, im fünfzehnten ein Karmknochen gemauert. Bei Bürgerlichen könnte mans Leichenschändung heißen. Aber die abgebrochenen, abgehackten, abgesetzten Stücke sind ja in der aachener Kirchenstammkammer jetzt wieder zu sehen. Nach der caesarischen kam die wissenschaftliche Tyrannis; nach dem Imperator der Gelehrte. Um die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts wurden die seidenen Tücher betastet und besprochen. 1861 die Knochen geordnet, gemessen und mit Goldschnur auf eine Purpurdecke gesetzt. Jetzt wachte mans: Karl war wirklich ein Riese gewesen. Und gewiß hatte man ihn nur deshalb den Großen genannt. Fünfundvierzig Jahre Pause. Dann, im Juli 1906, kam der berliner Geheimrath und Kunstgewerbemuseumsdirektor Reiffing (aus der israelitischen Familie, die mit Gotthold Ephraim höchstens die Ehrfurcht vor Nathan und der Bossischen Zeitung gemein hat). Der fand, die bisher veröffentlichten Kopien der alten Seidengewebe „genüigten nicht den wissenschaftlichen Ansprüchen, die wir jetzt an die Darstellung mittelalterlicher Gewebe stellen.“ Vieh sich, mit Erlaubniß des Kaisers (von dem er gesagt hat: „Man weiß, mit wie viel Ernst und Liebe der Kaiser sich dem Studium der romanischen Kunst hingiebt“; weiß mans wirklich?), den Reliquienschrein öffnen und nahm die Gewebe zur Untersuchung und Abzeichnung mit nach Berlin. Denn „wahrscheinlich ist das eine aus dem neunten Jahrhundert und vielleicht von Barbarossa über die Webeine Karls des Großen verbreitet. Es ist keineswegs ausgeschlossen, daß dieser Stoff zu dem ursprünglichen Grabbestand Karls des Großen von 814 gehört. Der zweite, mit reichem Ornament palermitaner Arbeit des dreizehnten Jahrhunderts ist wohl eine Gabe Friedrichs des Zweiten.“ Wahrscheinlich, vielleicht, keineswegs ausgeschlossen, wohl: die ungemein exakte Wissenschaft, die sich so stolz dünkelt, weiß über Alter und Herkunft der Stoffe eigentlich also gar nichts; nicht viel mehr jedenfalls als ein tüchtiger Trödler

mit guter Bitternase. Und darum wird der arme Karl zum neunten Mal belästigt und muß diesmal die Dedak hergeben. Wenn der Herr Direktor wenigstens seine Handlanger mitgebracht hätte! Die Verfrachtung der Leichentücher hat etwas Widriges. Ueberlegt einen Augenblick. Der Leib eines in der Geschichte fortwirkenden Menschen wird von frommem Sinn beigelegt, dann zerstückt, ausgepuzt, von Anthropologenmeugler gemessen, nothdürftig jedesmal wieder zusammengefügt und jetzt gar zu Schauzwecken der Hülle beraubt. Die Franzosen, die Karl ja auch für sich in Anspruch nehmen, haben ob solcher Pietätslosigkeit Lärm geschlagen. Und brüsten kann der Deutsche sich mit seiner verocundia kaum noch. Die Sucht, in Modergrüsten nach Kupferdruckmustern zu schnüffeln, kann uns noch nette Ueberraschungen beschereu. Dem Sohn Pippins geschieht freilich nur nach Gebühr. Wer sich erdreistet, so hoch über die Mitlebenden hinauzugagen, verdient schon dafür Strafe. Die Zeitgenossen müssen den Hünen seufzend wohl dulden. Die Nachwelt aber rügt frevelnde Ueberhebung und gönnt dem Großen (der am Ende nur länger als der Durchschnitt war) noch im Grab, im blinkenden Knochenstränkchen noch nicht die friedliche Ruhe.

Vor vier Jahren lasen wir, der Kaiser habe an der nordwegischen Küste mit Herrn Waldeck-Roussseau, den er an einem Tage dreimal sah, die wichtigsten Staatsgeschäfte besprochen. Wahrscheinlich klang nicht. Waldeck war nicht mehr Ministerpräsident; nur noch der erste pariser Civilanwalt. War, mit seiner Frau, Bordgast des französischen Chokoladefabrikanten Menier; und mit diesen beiden Familien saßen noch andere Franzosen an Wilhelms Tisch. Selbst in unseren Verhältnissen kaum glaublich, daß in solcher Gesellschaft Staatsgeheimnisse geplaudert worden waren. Herrn Menier kannte der Kaiser vielleicht aus dem „Hüttenbesitzer“ (wo er Roulinet heißt); die anderen Tischgäste waren ihm ganz fremd. Und da sollten die schwierigsten Fragen der hohen Politik erörtert worden sein? Waldeck-Roussseau nahm uns den letzten Zweifel. Noch in Norwegen empfing er einen InterVIEWER aus Wikingerstamm und sagte ihm, das leidige politische Gebiet sei kaum flüchtig gestreift worden. Und seinen Landsleuten ließ er durch die Presse künden, wie es überhaupt zu persönlicher Verührung kam. Die Familie Menier traf mit ihren Gästen auf der Nacht „Ariadne“ am Abend des zehnten Zulitages vor Odde ein. Die Franzosen waren sehr erstaunt, dort die „Hohenzollern“ zu sehen. Noch am selben Abend kam im Auftrage des Kaisers der Gesandte Herr von Tschirschtsky, der auf der Reise das Auswärtige Amt vertrat, an Bord der Privatnacht, um Waldeck und dessen Freunde zu begrüßen. Die aber waren schon an Land gegangen und der deutsche Diplomat fand die „Ariadne“ verlassen. Er kehrte zurück, schickte aber am selben Abend um elf Uhr die Botschaft, er werde sich seines Auftrages am nächsten Morgen entledigen. Punkt Neun stieg er am Eisten denn auch an Bord und brachte mit den Grüßen des Kaisers eine Einladung zum Diner, die natürlich nicht abgelehnt werden konnte. Schon nach einer Stunde aber war Herr von Tschirschtsky wieder da; der Kaiser bleibe heute vormittags an Bord und würde sich freuen, Herrn Waldeck-Roussseau bei sich zu begrüßen. Der Rechtsanwält zog sich um und ließ sich nach der „Hohenzollern“ hinüberraubern. Dort sagte ihm Wilhelm der Zweite, er würde ihm gern auf der „Ariadne“ den Besuch erwidern. Verbeugung. Am Zwölft war der Kaiser auf der Nacht des Herrn Menier, ließ sich alle Passagiere vorstellen und blieb eine Stunde. Abends waren die Franzosen dann bei ihm zu Tisch geladen. Herr von Tschirschtsky, der seitdem zu so hoher Würde kam, hat den anstrengenden Dienst dieses Reisetages gewiß nicht vergessen. Ob Herr von Rüder-Zenisch, der, als Vertrauensmann des kaiserlichen Managers, jetzt den Kaiser auf Reisen begleitet, auch laufen und

schwimmen mußte? Ignoramus. Menier-Moulinet aber war wieder pünktlich zur Stelle und wurde von der „Ariadne“ wieder auf das Schiff des Kaisers geholt. Diesmal heißt „Damburg“; ist von der Ballinie zur Verfügung gestellt und von der „Leipzig“, dem „Steipner“ und drei Torpedobooten begleitet. Keine billige Reise. Als die Chokoladenacht geschickt war, lasen wir im Zigarro, kam sofort eine Einladung vom Kaiser. Um neun Uhr früh stand Gaston Menier vor Wilhelm. Der sagte ihm, er wolle ihn auf der „Ariadne“ besuchen. War um Elf dort. Mütze, Hose, Schuhe weiß; blaues Jacket mit Goldbligen. Gefolge: Herr von Räder und Professor Schiemann. Die sieben Reisegefährten des Franzosen wurden vorgestellt, der Kaiser plauderte eine Stunde lang sehr vergnügt mit ihnen und ließ sich dann photographiren. Il était extrêmement gai, ponctuaît ses reparties d'un claquement de pouce et de l'index; und lud Menier und Genossen zum Diner ein. Um Acht empfing er, wie souveraine Fürsten, seine Gäste an der Schwelle des Salons. Das Schiffsvorsteher hatte Befehl, nur französische Weisen zu spielen. Als Gäste das Festmahl einem Kaiser, König oder mindestens einem Präsidenten von Frankreich. Bis Elf saß man beisammen. Der Kaiser hat Herrn Menier an einem Tag also dreimal gesehen; ja! fünf Stunden lang. Bei der Abfahrt ließ er ihm signalisiren: „Auf Wiedersehen! Glückliche Reise!“ Wir haben in Deutschland auch tüchtige Chokoladefabrikanten; zur Ehre solcher Intimität ist noch keiner gekommen Auch keiner der Männer aus dem Rheinland, Westfalen und Oberschlesien. Deren Wirken für das Deutsche Reich immerhin doch wichtiger ist und die dem Reichsvertreter Interessanteres erzählen könnten als Herr Menier. Ob Der überhaupt was Merkwürdiges erzählt hat, wissen wir nicht. Ausführlich aber hat er den Reportern berichtet, was Wilhelm gesagt hat. Tischreden des Kaisers nennt die gefällige Presse. Wer sich dadurch verleiten ließe, an Luther oder an Bismard zu denken, würde grausam enttäuscht. Die Zeitungen, hören wir, richten viel Unheil an. Nicht neu, aber richtig. Jünglinge von zweiundzwanzig Jahren schreiben Artikel, die in den größten Blättern erscheinen und den tiefsten Eindruck auf die Zeitgenossen machen. Wenns nur wahr wäre! Diese Jünglinge müßten ja ungemein starke Talente sein; und gerade die vermiffen wir in den Zeitungen. Der Kaiser bedauert, daß die Journalisten kein Examen zu bestehen haben. (Das sollte man auch von den Monarchen fordern, haben die Pariser wüßig geantwortet.) Nun sind bei uns ja die meisten Redakteure Doktoren der Philosophie. Wissen und können sie darum mehr als andere Sterbliche? Ist der Doktor Landau vom Börsencourier zum Amte des Magister Germaniaso besser gerüstet als der titellose Fritz Mauthner? Sind die wochen-schauerlichen Artikel des Doktors Levysohn klüger und politischer als die pariser Briefe des Herrn Theodor Wolff, der mit dem Einjährigengeugniß die Schule verlassen hat? Und hat die kaiserliche Familie nicht just zwei Unbetiteltze zu Lieblingen erkört, zwei nie Geprüfte (die auch nie Deutsch schreiben lernen): die Herren Bietich und Holzbock? Die sind nicht zweiundzwanzigjährig; uho doch wabe ik ein Wort, wenn Satan sie mit Extrapost holte. Jugend ist nicht die Krankheit unserer Presse. Kann Einer mit zwanzig Jahren regiren, so mag ein Anderer in dem selben Alter ruhig redigiren. Er ist nicht Richter, sondern Anwalt; spricht nicht das Urtheil, sondern plaidirt; hat nicht die Macht, einen Kanzler wegzuschicken und die Politik eines großen Volkes auf Irrwege zu zwingen. Mit all diesen Reden ist nichts Rechtes anzufangen. Der Kaiser kennt die Presse gar nicht; kann sie nicht kennen. Kennt höchstens den Lokalanzeiger; und die Scherkschen sorgen dafür, daß aus diesem Blatt kein Laut vernehmbar wird, der Seiner Majestät mißfallen könnte. Was dem Kaiser über Alter, Charakter, Lebensführung, Kenntnisse einzelner Journalisten zugetragen wird, ist sicher meist falsch; sonst hätte er

den ältesten Schweinigel nicht als „lichtvollen Historiographen“ gepriesen. (Ein niedliches Beispiel habe ich selbst erlebt. Als mein Name oben genannt wurde, sagte ein sehr Hoher: „Der? Der hat sich uns in der Caprivizeit ja angeboten und schimpft seitdem, weil wir ihn nicht haben wollten.“ Womit denn Alles erklärt war und die Personalakten geschlossen werden konnten. Long ago. Heute glaubt den kindischem Schwindel wohl Keiner mehr.) Auch die anderen Aeußerungen sind entweder mißverstanden worden oder als inter pocula gefallen, nicht allzu ernst zu nehmen. Der Kaiser soll gesagt haben, er habe vor vier Jahren Herrn Waldeck-Roussseau den mandchurischen Krieg und die Niederlage der Russen vorausgesagt. Unwahrscheinlich. Waldeck ist tot und kann nicht mehr zeugen. Daß es zum Krieg kommen werde, glaubte die preußische Regierung, die via Bülow hoffentlich doch die Willensmeinung des Monarchen rechtzeitig erfährt, noch nicht, als die Japaner im Hafen von Port Arthur schon den Ueberfall vorbereiteten. Excellenzen haben ihr Wort dafür verstanden, daß sie sonst dem Preußenconsortium nicht ein in dieser Zeit undurchführbares Finanzgeschäft zugemuthet hätten. Und fast ein Jahr lang war man im Großen Generalstab überzeugt, daß die Russen schließlich siegen würden. (Diesen Glauben hatte auch Waldersee aus Ostasien heimgebracht.) Als ich geschrieben hatte, die Sache sei für die Russen noch halbwegs zu retten, wenn sie, ohne noch eine Schlacht zu wagen, langsam zurückgingen, die Japaner immer weiter nordwärts lockten und keinen Frieden schloßen, besuchte mich ein Offizier und sagte: Diesmal sind Sie mit dem Kaiser einer Meinung. Genau das Selbe hat S. M. aus neulich gesagt. „Nicht gerade erfreulich klingt der Satz, die Japaner seien so stark geworden, daß sie nächstens verlangen würden, über europäische Angelegenheiten mitreden zu dürfen. Einsteilen, dürfen wir annehmen, wäre Europa wohl tanti, solche Dreistigkeit abzuwehren. Ist aber nöthig, den japanischen Hochmuth (den selbst Herr Raubeaun nach dem Krieg schon ins Unerträgliche gewachsen fand) durch solche Rede aus solchem Mund noch zu steigern? Ueberhaupt nöthig, daß ein Deutscher Kaiser des Herzens Schrein vor Fremden auspackt, die den Inhalt dann klink in die Zeitungen bringen? In Nordorney sollte Ruße sein, diesen Fragen einmal ernstlich nachzudenken. Sonst müßte, trotz Ballestrem, der Reichstag sie stellen.

Ausländer werden bei uns merkwürdig gut behandelt. Vom Kaiser und vom Kanzler. So gut, daß es manchem Deutschen nachgerade auf die Nerven fällt. Professor Luigi Luzzatti, den die Italiener den „Juden von Padua“ nennen, erhält vom Kaiser ein Großkreuz und, im Auftrag des Fürsten Bülow, vom Votschafter des Deutschen Kaisers einen Glückwunsch zur Durchführung der italienischen Rentenkonversion. Diese Konversion war ein Meisterstück. Aber Herr Luzzatti ist nicht unser Freund. Er hat den von Crispi geführten Zollkrieg gegen Frankreich beendet und die Intimität der „lateinischen Schwwesternationen“ vorbereitet. Die Intimität, die den Dreieund sprengen mußte. Nun ist ja ganz klug, mit ungetreuen Liebsten nicht lange zu schmollen noch sie gar, dem bevorzugten Nebenbuhler zum Gaudium, öffentlich auszuscheitlen. Mußte der höchste Reichsbeamte aber dem Franzosenfreund Luzzatti huldigen (der unserem großen Stengel zur Durchführung der herrlichen Finanzreform doch nicht gratulirt hat)? Die Landleute der Frau Zoe Vaccabilli von Camporeale haben die Depesche des nordernerer Badegastes auf ihre besondere Weise gedeutet. Das ist ihnen nicht zu verargen. Wodurch wurde denn die Konversion möglich? Durch Italiens gute Beziehungen zu den Westmächten. Deren Hochfinanz gab zwölfhundert Millionen Lire und sicherte damit die glatte Abwicklung des Geschäftes. In Deutschland war die Oeffentliche Meinung schon deshalb (und wegen

des Zinsverlustes der Rentenbesitzer) eher gegen als für die Konversion. Als die Fuldigung nun bekannt wurde, hieß es in Italien (auch in der Presse) vielfach: „Heuchelei Gerade aus Deutschland sind uns vierzig Millionen Rente zurückgeschickt worden. Wie reimt sich damit der Glückwunsch? Wir trauen ihm nicht. Die Deutschen sind während auf uns und bereiten uns, wo sie irgend können, Schwierigkeiten. Darüber täuscht keine Glückwunschdepeche uns hinweg.“ Jetzt haben sie, zur Abwechslung, eine Beileiddepeche bekommen. Diesmal direkt aus der Wilhelmstraße. In der mailänder Ausstellung, wo die Deutschen so unfreundlich behandelt worden sind, daß sie, um ihr Recht zu finden, bis hart an die Grenze der Grobheit gehen mußten, hats gebrannt. Schnell setzte Herr von Tschirschky sich hin und telegraphirte, gewiß wieder im Auftrag des Kanzlers, an den Bürgermeister von Mailand und an den Ausstellungspräsidenten. „Lebhafteste Theilnahme“; und so weiter. Wer versichert uns, wenn in Deutschland ein Haus abbrannt oder ein Schiff untergeht, denn seiner lebhaftesten Theilnahme? Sogar in der dem Fürsten Bülow zärtlich ergebenden Täglichen Rundschau fand ich den Satz: „Was die deutsche Regierung der Brandunfall in Mailand angeht, ist um so weniger erfindlich, als die mailänder Presse auf die bloße Nachricht, daß der Kaiser die Ausstellung besuchen wolle, ihn gröblichst insultirte und der König von Italien bei seinem mailänder Besuch um die deutsche Ausstellung im Bogen herumging.“ Thut nichts. Veredet und telegraphirt muß werden. Deutschland in der Welt mit dem Munde vornan. Welche Zeichen fruchtbareren Wirkens sollten die Durchlauchtigen und Excellenzen uns denn geben, wenn ihnen das Vergnügen solcher papiernen Expansion genommen würde? Allzu aufdringlich darf sich aber die Liebe im Verkehr mit einem Land nicht äußern, dessen Presse, wie der Charming an der Waterkant wissen kann, den noch Verbündeten recht hämisch zu kritisiren und, trotzdem Deutsche alljährlich so viel Geld über die Alpen tragen, bei jeder irgendwie passenden Gelegenheit zu sagen pflegt: *Perfido come un tedesco!*

* * *

The Byzantine Empire. I. Eisenacher Tagespost: „Prinz Joachim von Preußen, der jüngste Sohn Kaiser Wilhelms, traf gestern nachmittags mit seinem Lehrer und seinem Erzieher aus Wilhelmshöhe bei Kassel hier ein. Beim Droschkenthalteplatz am Bahnhof bestieg der Prinz mit seinen Begleitern den Zweispänner Nr. 37 und unterhielt sich längere Zeit mit dem Kutscher, den er nach seinen Verhältnissen befragte. Die tadellose Beschaffenheit der Pferde der eisenacher Droschkenkutscher lobend, nahm der jugendliche Kaiserjohn hierauf die Zügel selbst und kutschirte ein Stück durch Eisenach. Das Lutherhaus, Bachhaus und die Denkmäler Luthers und Bachs wurden besichtigt. Daß die Fahrt für den Droschkenkutscher einträglich war, versteht sich von selbst. Der Kutscher war übrigens sehr entzückt über die großartige Zügelführung des Prinzen.“ II. Nord-Ostsee-Zeitung: „Prinz Heinrich kann allen Automobilisten als ein nachahmenswerthes Beispiel gelten, sozusagen als die Verkörperung aller guten Eigenschaften, die, in einer Person vereint, den idealen Automobilisten schaffen. Mit welcher fabelhaften Sicherheit und welchem Schneid lenkt der Prinz seinen Wagen! Die Art und Weise seiner Theilnahme an der Herkomer-Fahrt hat ihn mit einem Schlag in ganz Süddeutschland populär gemacht.“ III. Der Bürgermeister von Welden berichtet: „Excellenz König, der Begleiter des Prinzen Heinrich, sagte uns, der Prinz wünsche, uns schon heute zu sehen. Wie es weiter ging, weiß ich nicht. Mein Denkvermögen schien von dieser Ueberraschung gelähmt zu sein. Beim Empfang in Welden war der Prinz ungemein liebenswürdig, was auf das anwesende distinguirte Publikum rührend und entzückend einwirkte. Den einen Augen

entrollten Freudenthränen, die anderen wieder glänzten in Begeisterung.“ IV. Der Magistrat von Homburg hat an den Kronprinzen und die Kronprinzessin telegraphirt: „Euren Kaiserlichen und Königlichen Hoheiten senden wir zu der glücklichen Geburt eines Prinzen, den Gott allezeit beschützen möge, die herzlichsten und ehrfurchtvollsten Glückwünsche der getreuen Stadt Homburg. Unter der Bevölkerung herrscht unbeschreiblicher Jubel. Die Stadt ist festlich geschmückt. Zeigen. Dr. Rüdiger.“ V. Boffische Zeitung: „Der ersehnte Prinz ist ein gesundes, kräftiges Kind, das jetzt reichlich 7½ Pfund wiegt und von langem, feingliedrigem Bau ist. Wem sieht er ähnlich? Bei einem Kind von drei Wochen ist die Antwort im Allgemeinen nicht leicht; aber der klein. Prinz macht eine Ausnahme von den meisten seiner Altersgenossen: er ähnelt unverkennbar seinem Vater. Daß in einem Hohenzollernsprößling schon von seinem ersten Lebenstag an die sprichwörtliche Pflichttreue seiner Ahnen sich zeigen würde, bestätigt der kleine Prinz: er schreit fast gar nicht; dafür schläft und trinkt er um so mehr. Daß bei der Wahl der Amme die größte Vorsicht gewaltet hat, ist selbstverständlich. Es konnte sich dabei nur um eine verheirathete Frau handeln; und einer solchen, der achtbaren Frau eines Handwerkers, die selbst Mutter eines prächtigen Kindes ist, vertraute man die erste Ernährung des prinzipalischen Kindes an.“ VI. In diesen Zeitungen stand: „Prinzessin Victoria Luise erhielt im Marstall beim Neuen Palais die Kunde, daß sie Tante geworden sei. Sie ergriff darauf einen Henselkorb, eilte, mit den Worten: „Das muß doch gefeiert werden“, in den Weinkeller und fehrte mit mehreren Flaschen Champagner zurück, die sie dem Hauspersonal überreichte, damit dieses auf das Wohl ihres Neffen anstoße.“ VII. Hamburger Nachrichten: „Der weit über Deutschlands Grenzen bekannten Deutschen Reformbettenfabrik R. Steiner & Sohn wurde der ehrenvolle Auftrag zu Theil, das von der Kaiserin ihrem ersten Enkel gestiftete Erstlingbettchen zu liefern. Dadurch, daß auch die Kaiserin Wohlgefallen an der steinerischen Bettenreform findet, dürfte wohl der beste Beweis erbracht sein, daß dieses System in gesundheitlicher Beziehung das einzig richtige ist.“ VIII. Dresdener Nachrichten: „Der Kaiser genießt hauptsächlich weiche Sachen. Vor Allem hält er viel auf frisches Gemüse. Eine seiner Lieblingspeisen ist Deutsches Beefsteak und Quetschkartoffeln. Von den süßen Speisen giebt er dem deutschen Eierkuchen den Vorzug. Obst schält er sich an intimer Tafel nie selbst. Das besorgt der neben ihm sitzende Hofmarschall.“ IX. Berliner Tageblatt: „Der Kaiser will die Schußkanäle des von ihm erlegten Wildes durch Röntgenstrahlen feststellen lassen. Zu diesem Zweck ist ein Röntgenapparat nebst Dynamomaschine von Berlin nach Brückelwitz gesandt worden. Die bisher geschossenen Hölle sind schon untersucht worden. Bedienung des Apparates liegt in den Händen des Stabsarztes Dr. Niehues aus Berlin.“ X. Tägliche Rundschau: „Auf der ‚Hamburg‘ bekamen die Gäste des Kaisers zum Dinner: Kalte Bouillon, Seezunge, Schinken in Burgunder, toulouser Entenleber in Aspik, Kapann mit Trüchlen und Salat, frische Prinzess-Bohnen, Fürst Pückler-Eis und Nachtisch. Der Kaiser interessiert sich sehr für die Leistungen der Schiffskapelle und ergreift wohl auch einmal selbst den Taktstock, wenn ihm der angewandte Rhythmus nicht behagt.“

Aus den China Times vom zwanzigsten Juni 1906:

FOR SALE.

Four Monkeys, one of them young, for sale. May be seen on application at the German Headquarters Office. Garnison-Verwaltung.

Vermögensgeber und verantwortlicher Redakteur: W. Garden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von G. Bernke in Berlin.

Dr. med. A. Smith'sches Ambulatorium für
Herz- und Nervenranke

Berlin W. 66, Potsdamerstr. 52.

Funktionelle Untersuchung und Behandlung. Ausführliches im Prospekt (frei).
 Literatur: Dr. med. Max Asch, Herz- und Nervenleiden und ihre Behandlung mit selbstverordneten-
 und Wechselströmen. — Historisches, Theoretisches und Praktisches in gemiserverständlicher
 Darstellung. (Zu beziehen durch alle Buchhandlungen. Preis 50 Pf.)

Selzer
 Laurence & Co., Hoff.



Natürl.
 Mineralwasser.

Erfrischung. **Selzer** Gesundheit.

== Das beste wohlbekömmlichste Mineralwasser ==
 Jahres-Consum 4 Millionen Flaschen.

General-Vertretung:

C. A. Gustavus Inh.: A. Pause, Schöneberger Ufer 23.

Fernsprecher: Amt 6 No. 2810, Amt 9 No. 5346.

Man verlange
 stets

Grosskarbener Selzer.



Waldemar Stahlknecht, Neuhaldensleben

Kunstkeram. Erzeugnisse

Bronce-Gefässe u. Blumenkübel (Terrakotta)

schiefergraue geschliff. Fonds ⊗ Pol. plast. Goldornamente

Wasserdicht! Dauerhaft!

Erhältlich i. d. Luxusgeschäften, wenn nicht auch direct.



Regelmässige
 Schnell-Postdampfer-Verbindungen

VON
BREMEN

nach
AMERIKA

New-York via Southampton-Cherbourg
 LONDON PARIS

Baltimore-Galveston-Cuba

Süd-Amerika-Brasilien-La Plata

Mittelmeer-Aegypten

Ostasien-Australien

Specialprospekte werden auch von
 sämtlichen Agenturen kostenfrei ausgegeben

Norddeutscher Lloyd

Bremen


WEIMAR 1906

III. Ausstellung des Deutschen Künstlerbundes

1. Juni bis 15. Oktober von 9—6 Uhr geöffnet.

Eintritt 1 Mk.



Protector Se Majestät der König v. Sachsen
**DRITTE DEUTSCHE
 KUNST-GEWERBE-
 AUSSTELLUNG** 
DRESDEN 1906
 12. MAI • 31. OKT.

• KUNST • KUNSTHANDWERK • KUNSTINDUSTRIE •

ALL. AUSSTELLUNGS-ZEITSCHRIFT D. D. BUCHHANDLER

Hannover

Dr. Kaufmann's Sanatorium für Gallensteinleiden u. Stoffwechselkrankh.

Steuerndieb (H). Operationslos!

Herrliche Lage. • Bewährte Methode. • Illustr. Prospekte.

Dr. med. Hofmann's

Kuranstalt für

Herzkranke

BAD NAUHEIM, Bismarckstr. 1, gegenüb. d. staatl. Badehäusern.

Elektrotherapie, Hydrotherapie, Gymnastik, Massage, Diätetik, Röntgenlaboratorium etc.
 — Ambulante Behandlung. — Sanatorium.

Dr. med. Jul. Hofmann, Dr. med. Ludwig Pöhlmann. Prosp. frei.

Automobile

sowie Zubehör
 kauft u. leiht
 Berthold, Berlin
 Spandauerstr. 55.

Eheschliessungen in England.

Führer d. d. betr. Gesetze und Ratgeber
 für Eheschliess.-Reflekt. Preis 1,50 M. Verlag:
 Brock & Co., 90 Queen St. London, E. C.

Sanatorium Marienbad bei Goslar Harz

Phys. diät. Kuranstalt für Nervenleidende u. Erholungsbedürftige.

Moderne Einrichtungen und Heilfaktoren. Uebungstherapie für Rückenmarksleiden. Luft- und Sonnenbäder. Prospekte durch die Verwaltung.

Aerztlicher Director San.-Rat Dr. K. Benno.

Insertionspreis für die 1spaltige Nonpareille-Zelle 75 Pfr.

Deutsche Mittelmeer-Levante-Linie

Norddeutscher Lloyd, Bremen - Deutsche Levante-Linie Hamburg.



Regelmässiger
wöchentlicher Passagierdienst
zwischen

**MARSEILLE · GENUA ·
NEAPEL · PIRÄUS ·
SMYRNA · KONSTANTINOPEL ·
ODESSA · NICOLAJEFF · BATUM**
und zurück

In allen Häfen genügend Aufenthalt
zum Besuch der Sehenswürdigkeiten.
Unterbrechung der Reise gesfattet.

Wegen Fahrkarten, Auskunft über Reisen u. a. wende
man sich ausschliesslich an

Norddeutscher Lloyd, Bremen
oder dessen Agenturen.

Ihre Sommerreise

sollten Sie nicht ohne «GRIEBEN'S REISE-
FÜHRER» antreten. Ausführliche Verzeichnisse
sendet kostenlos Ihre Buchhandlung oder der Verlag
ALBERT GOLDSCHMIDT in BERLIN W. 62.

Dr. Rumler'sche

Spezial-Heilanstalt Silvana, Genf 480

für Neurasthenie (Nervenschwäche) der Männer (und zwar allgemeine — des Gehirns und Rückenmarks — sowie beschränkte, auf bestimmte Organe, wie Herz, Magen-Darm, Sexual-System etc. konzentrierte) Einzige, modernst eingerichtete, mit den vielseitigsten Heilfaktoren ausgestattete Anstalt, welche sich so ausschliesslich diesen Leiden widmet und in langjähriger Erfahrung eigenartige, besonders wirksame Heilmethoden hierfür geschaffen hat. Luft und Klima ist hier gerade für Neurastheniker von eminenter, sozusagen spezifischer Wirkung, sodass in Verbindung mit unseren Kurmitteln die überraschendsten Erfolge erzielt werden, selbst bei Patienten, die schon alle möglichen Kuren erfolglos versucht. Prospekte durch die Direktion.

Berliner-Theater-Anzeigen

Kleines Theater.

Freitag, den 10. Sonnabend, den 11. Sonntag,
den 12. u. Montag, 13/8 Anfang 8 Uhr.

Ein idealer Gatte

Weitere Tage siehe Anschlagstafel.

Landes-Ausstellungs-Park.

Neu erbaut: Festsäle, Café u. Conditorei,
gedeckt. Gartenhallen, Fontaine lumineuse.

Dejeuners v. 2,50 Mk. ab 2 Uhr Nachm.
Diners v. 3,50 Mk., Soupers v. 4 Mk. an.

Täglich: Doppel-Concert.

VERFASSER v. Dramen, Gedichten,

Romanen etc. bitten
wir, sich zurecht Unterbreitung eines vor-
teilhaften Vorschlages hinsichtlich Publi-
kation ihrer Werke in Buchform, mit
uns in Verbindung zu setzen.
15, Kaiser-Pl., BERLIN-WILMERSDORF.
Modernes Verlagsbureau Curt Wigand.

Komische Oper

Direktion: Hans Gregor.

Freitag, den 10. u. Sonntag, den 12/8. 8 Uhr

Hoffmanns Erzählungen

Sonnabend, den 11 August. 8 Uhr.

Don Pasquale

Weitere Tage siehe Anschlagstafel.

Metropol-Theater

Allabendlich 8 Uhr:

Auf, in's Metropol!

Grosse Jahres-Revue mit Gesang u. Tanz
in 9 Bildern von Julius Freund
Musik von Victor Hollaender.

Bender.

Josephl.

Massary.

Giampietra.

Sreidl.

Lilly Walter.

Passage-Theater.

The 4 Black Diamonds. Aranea

Fechterin u. 14 erkl. Nummern. Anf. 8 Uhr.

Heilstätte

für

Herzkrankte

Dr. med. Tillis. Berlin W., Tauenzienstrasse 19b.
Prospekte frei.

1855

gegr.

MÖBEL-SPEZIAL-AUSSTELLUNG

Gegr. 1855

Speise-, Herren- und Schlafzimmer

E. Langer, Tischlermeister, Kochstrasse 62

Vorteilhafter Einkauf — Beste Ware — Weitgehendste Garantie

Restaurant und Bar Riche

Unter den Linden 27.

Dejeuners * Diners * Soupers

Täglich Concert bis morgens 4 Uhr

Weinhandlung u. Restaurant-Betriebs G. m. b. H.

Reben erschienen — 1489 — 1906. —

Malleus Maleficarum

Der Hexenhammer.

Erste vollständ. deutsche Ausg. d. Orig. v. 1489.
v. J. W. R. Schmidt, 3 Tis. 20 M. Geb. 24 M.
Tl. I. 6.— M., Tl. II. 8.— M., Tl. III. 6.— M.
Jeder Teil einzeln käuflich.

Es ist unmöglich, d. Geschichte der Hexenprozesse richtig zu verstehen, wenn man den Hexenhammer nicht kennt — aber man kennt d. Gesch. der Hexenprozesse, wenn man den Hexenhammer gelesen hat! Es ist ein bluttriefendes, furchtb. Buch! Keine Folterqualen, Martern, Unzuchtadelikte nichts Schreckliches existiert, das hierin nicht s. Ausdruck gel. hätte. Prospekte u. Verzeichnisse über kultur- und sitten-geschichtl. Werke gratis franko.

H. Barsdorf, Berlin W30, Habsburgerstr. 10.

Fusschweiss auch Hand und Achselchweiss
sofort geruchlos und normal durch

„Miotan“

(gesetzl. gesch.) ganz unschädlich. Franko-Zusendung gegen 75 Pfg. in Briefmarken. Echt einzig und allein bei **Max Arndt**, Berlin C. 19, Seydelstr. 31a am Spittelmarkt.

Detektiv-

Institut v. Fuchs, Berlin, Zossenerstrasse 20
besorgt Auskünfte, Ermittlungen, Incassos, etc. allerorts.
Praxis seit 1887, gr. Erfolge. Prima Referenzen.

Sanatorium in Meiningen

in Thüringen für Nervenranke u. Entziehungskuren.
Moderne physikalisch-dietetisch geleitete Anstalt mit
familiärem Charakter. Besitzer: Nervenarzt
Dr. med. **Carl Adolf Passow**. J. 55.

Dr. Stadelmann's

Spezial-Behandlung krampfkranker Kinder

sowie reizbarer, schwer erziehbarer, schwach beanlagter u. s. w. Beschränkte Patientenzahl

Bestellungen

auf die

Einbanddecke

zum 55. Bande der „Zukunft“

(Nr. 27—39. III. Quartal des XIV. Jahrgangs).

elegant und dauerhaft in Halbfranz, mit vergoldeter Pressung etc. zum
Preis von Mark 1.50 werden von jeder Buchhandlung od. direkt
vom Verlag der Zukunft, Berlin SW. 48, Wilhelmstr. 3a
entgegengenommen.

Geschäftliche Mitteilungen.

Die Firma Orientalische Tabak und Cigarettenfabrik „YENIDZE“ in Dresden bringt seit Jahren unter der gesetzlich geschützten Bezeichnung „SALEM ALEIKUM“ in den Handel, die hinsichtlich der Preiswürdigkeit das Vollendete in Cigaretten, welche orientalische Tabake enthalten, bezeichnet werden kann; sie bietet in ihren Qualitätsabstufungen Jedem, auch dem die höchsten Anforderungen stellenden Raucher zweifelsohne wirkliche Befriedigung und die Genugtuung, für ein bis dahin bevorzugtes ausländisches Fabrikat, eines mindest ebenbürtigen, richtiger gesagt aber einen überlegenen Ersatz gefunden zu haben. Die Fabrikation dieser Marke wird genau nach ägyptischer Art gehandhabt. Auf die Zusammenstellung der Mischungen wird die grösste Sorgfalt verwendet, ebenso auf tadellose Cigarettenarbeit. Die Firma beschäftigt auf Handarbeits-Cigaretten das grösste Personal von allen deutschen Fabriken, der beste Beweis für die Vorzüglichkeit des Fabrikates. Unter bewandten Umständen unterliegt es keinem Zweifel, dass der deutsche Raucher sich immer mehr und mehr von den ihm keinerlei Vorteil bietenden ausländischen Cigaretten emanzipieren und so der deutschen Cigarette auch in ihrer Heimat zu einer wohlberechtigten Anerkennung in immer ausgedehnterer Masse verhehlen wird. Auf diese Weise wird die jetzt schon sehr respektable deutsche Cigaretten-Industrie weiterblühen, sich zum Segen und zur Wohlfahrt einer grossen Anzahl braver deutscher Arbeiter und Arbeiterinnen entwickeln, die in diesem Zweige, weil keine Cigaretten nur durch Handarbeit hergestellt werden, einen lohnenden Verdienst finden.

Niemand kaufe
wieder

Spielwaren



ohne d. lehr. Neuheiten v. Carl Brandt Jr.
Gössnitz S.-A. gefragt zu haben. In allen
bess. Spielwaren-Geschäften erhältl.

Nervenschwäche der Männer.

Ausführliche Prospekte
mit gerichtl. Urteil u. ärztl. Gutachten
gegen Mk. 0,20 für Porto unter Couvert
Paul Gassen, Köln a. Rh. No. 70.

Patent-Fabrik
Berlin
bureau Arendt

Wie gewinnt man

neue Lebensfreude? oder das Sexual-Nerven-System des Menschen und dessen Auftrichtung und Kräftigung durch ein erprobtes Verfahren. Broschüre von Dr. Pöche geg. 25 Pf. frei. Gustav Engel, Berlin W. 150, Potsdamerstrasse 131.

Schockethal bei 'assel.

Ideal-Kuranstalt f. nat. u. erw. u. Erfolge. Märchenh. Lage Waldspk., Wassersport, Jagd. Prosp. Equip. Teleph. Dtg. Arzt: Dr. Schwanhöfel.

Gold- u. silb. Medaille Paris 1900
500 M.-Belohnung!

Gesichtsprüfen, Gesichtspfeil, Wimper, Finnen, Pusteln, Wangen, Kollern, Haut- u. Reizentzünd., unedlere Gesicht- u. Heftenform u. -Rüge, Hautunreinigkeiten verschwinden nur durch meinen glänzend beschränkten **Schönheitshersteller Pohl!** schnell u. sicher. Erfolg und Unschädlichkeit garantiert. — Glänzende Dankschreiben. Preis. St. 4.— p. Packpost nur zu haben bei **Georg Pohl, Berlin, Hohenstauffenstr. 69**

Beliebt
Serenissimus?
W. H. Ziemer
Liquor
Spezialminister
Tafel-Likör

Photogr. Apparate

neueste Modelle, nur erstklassige Fabrikate zu Originalpreisen gegen bequeme Teilzahlungen ohne Preiserhöhung.
Goerz Triöder Binocle, Hensold's Dachprismen-Feldstecher, Erstkl. Harmoniums.
Jll. Kataloge kostenfrei.
Schoenfeld & Co. Inhaber Hermann Roscher, BERLIN SW. 11, Schöneberger Str. 9.

Für Gesellschaft, Reise und Sport unentbehrlich!
Pallabona

Einzig dastehendes trockenes Haarreinigungsmittel.
Nasses od. spirituosas Waschen überflüssig Geseht. gesch. Aerztlich empfohlen.
Preis pro Schachtel 2,50 Mk.
Käuflich in allen f. Parfüm-, Drogen- u. Friseurgeschäften oder direkt durch **Pallabona-Vertrieb, München 66.**

Cabinet-Comet
Graeger-See
Gold & Silber
Zu beziehen durch die Weinhandlung
Carl Graeger
Spezial-Kellerei
Hochheim a. M.

3 Stunden Schnellzug von Berlin
Ostsee-Bad HERINGS DORF
(nur Sand-Strand)
„KURHAUS“
Schönstes u. vornehmstes Hotel der Ostsee, allerersten Ranges, neubaut, am 1. Juni d. J. eröffnet, direkt an d. gr. Dampferlandungsbrücke, unmittelbar am Strand u. Kurpromenade, umgeben v. herrl. Buchenwald. 300 Zimmer, fast alle nach der See, sämtlich mit Balkons. In der gr. Glashalle, 2000 Personen fassend, Restaurant mit vornehm. französ. Küche Fahrstuhl. Ueberall elektr. Licht und Zentralheizung. Saison bis 1. November.
BERLINER HOTEL-GESELLSCHAFT
(Hotel „Der Kaiserhof“, Berlin).

Vereinigung der Rechtsfreunde

für allgemeinen Rechtsschutz G. m. b. H.

Berlin N. 24, Oranienburgerstrasse 14, dicht am Hackeschen Markt und Bahnhof Börse.

Jurist. Leitung: Justizrat Scheda, Dr. jur. Moser.

Abt. I: Rechtssachen jeder Art, Klagen, Eingaben, Prozessvertretung etc.
Abt. II: Detektiv-Centrale: Beobachtungen, Ermittlungen, Creditauskünfte etc.
Abt. III: Incessi! Ausklagung u. Einziehung aussteh. Forderung. Im In- u. Ausland.
Umunterbruch. Sprechzeit 8 $\frac{1}{2}$ —8, Sonntags 9—1. Grundgeb. 0,75, schriftl. 1,10 M. (Briefm.)

„Observer“ Unternehmen für Zeitungsausschnitte

Wien I, Concordiaplatz 4.
Best alle hervorragenden Tagesjournale, Fach- und Wochenschriften aller Staaten und versendet an seine Abonnenten

Zeitungsausschnitte

über jedes gewünschte Thema.

Prospecto gratis.

Schriftsteller!



Bekannter Verlag über. liter. Werke aller Art. Trägt teils die Kosten, Auss. günst. Beding. Off. unt. B. N. 205. an Haasenstein & Vogler, A.-G., Leipzig.

Restaurant Hundekehle im Grunewald

☛ Diners à 3,00 Mk. (Gut gepflegte Weine) ☛ täglich in der Wein-Abteilung in geschloss. Räumen, mit soliden Preisen. Original

Bier-Abteilung: Reichhaltige Speisen nach der Karte zu soliden Preisen. Original Pilsner — Weihenstephan — Berliner Cockerbrauerei.

Vom Bahnhof Grunewald in 5 Min. zu erreichen. Von der Haltestelle der elektr. Bahn in 2 Minuten zu erreichen. Die Wege sind abends elektrisch beleuchtet.

Hermann Otto, Hoflieferant.

Hotel „Cecilie“ Wiesbaden und Badhaus.

Erstklassiges Haus. Allerfeinste freie Lage neben Kurhaus u. Kgl. Theater. Zimmer von Mk. 3.— an, mit Pension von Mk. 10.— an.

Die
Heizung
der
Zukunft.

Eine Wärmequelle
ohne Rauch
ohne Russ,
ohne Ausdunstung,
sauber,
bequem,
siets betriebsfertig.

Keine Bedienung erforderlich!

Von Autoritäten als die gesündeste Heizung anerkannt.

**Elektrische
Kryptol-
Patronen-
Öfen**

**Kryptol, G. m. b. H.,
Bremen.**

Verlangen Sie Preisliste 110.

Bilz

**Sanatorium „Schloss
Löwenitz“
DRESDEN-RADEBEUL. 3 Aerzte.**

Prospekt frei. Das ganze Jahr geöffnet.
Gute Heilerfolge. Herrliche Lage.

„Sanatorium Zackental“

Bahnlinie: Warmbrunn—Schreiberhau.

Fernsprecher 27.

oberhalb

Petersdorf im Riesengebirge
(Bahnhstation)

für chronische, innere Erkrankungen, neu-
rasthenische, Rekonvaleszenten-Zustände,
Diätetische Kuren.

Douchen, Wasser, Kohlensäure, Elektr.
Wasser- und Licht-Bäder, Bestrahlungen,
Vibrationsmassage, Inhalatorium nach
Dr. Heryng, Luftbad, Liegehallen.

Centralwarmwasserheizung, elektr. Be-
leuchtig. Romanische windgeschützte,
nebelfreie, nadelholzreiche Lage. See-
höhe 450 m. Ganzes Jahr geöffnet.
Näheres Dr. med. Hartsch, dring. Arzt
oder Administration in Berlin N.W.,
Möckerstr. 118.



Napoleon I.

Kaiser der Franzosen, besuchte die Kellereien des Hauses

MOËT & CHANDON, Epernay

am 26. Juli 1807

*Die Kellereien des Hauses Moët & Chandon erstrecken sich bei
ungefähr 13 1/2 Km. Länge über eine Grundfläche von 36,230 □m
und sind damit die größten der Champagne.*

*Sie enthalten einen Weinvorrat von über 18 Millionen Flaschen,
daher die stets gleichmäßig vorzügliche Qualität von*

White Star „sec“

Französisches Champagne

